Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Fünftes Bändchen.

Kinderbibliothek.

Vierter Theil.

In der Reihe die vierzehnte Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Fünftes Bändchen.

Kinderbibliothek.

Vierter Theil.

In der Reihe die vierzehnte Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite.

Warum man sparsam sein muß 1
Minna 6
Das geduldige Schaf 8
Morgenlied eines Bauermanns 9
Der Schooßhund 10
Ein leichtes und sicheres Mittel, mit jedem Tage besser und glücklicher zu werden 12
Die Fürsten 19
Der gestäupte Thierquäler 20
Das gute Rosenmädchen 22
Wahre Vaterlandsliebe 26
Frühlingsgesang 27
Die Akademie der Wissenschaften. Ein Spiel 29
Tugendhafte Ueberwindung der Begierde nach Leckereien.. 39
Täglich zu singen 41
Der Mann und das Vögelein. Eine Fabel 43

Seite.
Als die Frühlingssonne zum erstenmahl auf mein Zimmer schien 44
Abendlied 45
Die Güte Gottes 47
Die bestrafte Eitelkeit. Ein kleines Schauspiel 48
Gespräch. Hinz und Kunz 63
Der gute Sohn 64
An die Sonne, beim Aufgange 66
Der alte Landmann an seinen Sohn 67
Des Morgens 68
Das Nordlicht 69
Der leichtsinnige Knabe, ein Schauspiel für Kinder 70
Des Morgens, im Saatfelde 98
Das Pferd und der Esel 99
Der Löwe und der Fuchs 100
Johann, der Seifensieder 100
Im Winter 104
Der Blinde und der Lahme 104
Der Hund mit dem Fleische 105
Die treue Magd 106
Lied eines Schiffenden, nach überstandenem Sturme 108
Das Schwerste und das Leichteste 109
Der Knabe und die Mücken 110
Von einem merkwürdigen Korbmacher 111
Die Schlange und der Aal 113
Reiselied 114
Abendlied nach zurückgelegter Reise 116

Seite.
Timm. Eine Mecklenburgische Geschichte 118
Thomas Morus 122
Des Morgens im Walde, den 26sten Jenner 126
Denke nichts Arges von deinem Bruder 128
Kindliche Liebe und Wohlthätigkeit 130
Der Menschenfreund 139
Der Mai 141
Aufmunterung zur Freude 142
Ein Lied 143
Irin 144
Die guten Beispiele 148
Der Frühling. Am ersten Maimorgen 149
Kristel, bei Betrachtung eines Kirchhofes 149
Der Phönix und die andern Vögel 151
Die Freundschaft 152
An einen Kanarienvogel 153
An ein kleines Landmädchen 155
Loblied 156
Die Weisheit 158
An einen tugendhaften Jüngling 159
Von einem jungen Verbrecher, der sein eigner Ankläger ward, ohne es zu wissen 161
Ein Beispiel wahrer Herzhaftigkeit 164
Der Sturm 165
Die Spinne und der Hänfling 167
Eine merkwürdige Begebenheit aus dem Leben des Englischen Viceadmirals John Byron 169

Seite.
An einem Frühlingsmorgen 179
Herbstlied 180
Am Fenster, bei Mondenschein 182
Geschichte eines Spielers 183
An den Schlaf 187
Diogenes und Kriton 188
Merkwürdige Entschlossenheit eines jungen Schifferburschen. 207
Der Bauer 209

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Warum man sparsam sein muß?

Sophie.

Du willst ausgehen, liebe Mutter? O wohin?

Mutter.

Ich habe mancherlei nöthig, liebe Sophie, das will ich einkaufen.

Sophie.

Warum thust du das selbst, Mutter? Kannst du nicht die Köchinn oder Lenen hinschicken?

Mutter.

Das könnte ich wol, liebes Mädchen, aber dann müßte ich es mir auch gefallen lassen, vielleicht mehr Geld für die Waaren zu geben, als sie werth sind, weil weder die Köchinn noch Lene gehörige Kenntniß davon haben.

Sophie.

Das ist wol wahr, liebe Mutter; vorgestern kaufte die Köchinn sich Leinwand zu Hemden, wofür sie 4 gr. gab, die viel, viel gröber ist, als die Russische Leinwand, die du neulich für 2 gr. 5 pf. kauftest. Aber du könntest ja die Kaufleute hierher kommen lassen, das wäre doch weit bequemer.

Mutter.

Das würde mir freilich den Weg ersparen, aber auch zugleich den Vortheil rauben, den ich habe, wenn ich in ihre Läden selbst gehe.

Sophie.

Was ist das für ein Vortheil, Mutter?

Mutter.

Der, liebes Kind, daß ich unter einer großen Menge Waaren wählen kann, was mir gefällt; hingegen ist meine Wahl bei einem kleinen Packen, den der Kaufmann mir ins Haus bringt, viel beschränkter.

Sophie.

Weißt du, was ich wünsche, liebe Mutter?

Mutter.

Was denn, mein Kind?

Sophie.

Daß du mich mitnehmest, damit ich auch einkaufen lerne.

Mutter.

Unsre Wünsche begegnen sich. Ich hatte es schon beschlossen, daß du nicht allein heute, sondern auch künftig immer mich begleiten sollest, um den Preis und die Güte der Waaren kennen zu lernen, welches für eine Hausfrau von außerordentlichem Nutzen ist. Durch diese genaue Kenntniß der Waaren können wir unsern Männern viel Geld ersparen, daß uns doppelt angenehm sein muß, weil wir an dem eigentlichen Erwerbe, nach der einmahl eingeführten Ordnung, selten Antheil haben können. Nimm nun geschwind deinen Mantel um; wir wollen gleich gehen.

Sophie.

Ich bin gleich wieder hier, liebe Mutter.

(läuft freudig fort.)

Sophie (in einem Laden).

O liebe Mutter, sieh einmahl das schöne Rosenband; soll ich mir wol einen Besatz davon kaufen?

Mutter.

Wenn er dir nöthig ist, und du von deinem Monatsgelde noch so viel übrig hast, so bin ich es wol zufrieden.

Sophie.

Ach! und die neuen Schnallen! darf ich die nicht auch kaufen, liebe Mutter?

Mutter.

Was ich beim Bande gesagt habe, gilt auch von den Schnallen.

Sophie.

O bitte, bitte, liebe Mutter; sieh einmahl das schöne rothe Tuch mit dem gemahlten Rande! Sind die Blumen nicht so natürlich, daß man sie abpflücken möchte? Und würde es nicht herrlich zu dem Bande passen, das ich eben gekauft habe?

Mutter.

Das würde es. Aber, liebe Sophie, ich glaube, daß du es entbehren kannst; dein weißes Tuch, das sich zu allen Farben schickt, und das noch neu ist, wirst du recht gut zu dem rothen Bande tragen können. Und überdas fürchte ich, würde die Ausgabe dafür deinen Beutel, in den nur erst in fünf Tagen wieder etwas kommt, ganz ausleeren.

Sophie.

Das Tuch ist doch aber gar zu schön; o ich möchte es so gern haben! und, liebe Mutter, in fünf Tagen kann ja eben nichts vorfallen, wozu ich Geld gebrauche; nicht wahr, liebe Mutter?

Mutter.

Doch, Sophie, doch! Oft in noch viel kürzerer Zeit. Aber es sei darum; kaufe es, weil du es für so unentbehrlich hältst. Vergiß aber nicht, was ich dir so eben gesagt habe.

(Sophie bringt die gekauften Sachen im Triumph zu Hause, und zeigt sie, noch ganz vor Freude außer sich, ihrer Freundinn Lotte, die sie eben zum Besuche bei sich vorfindet.)

Lotte.

Hast du etwa gleich das Nesseltuch zu der Schürze mit gekauft, die du deiner Mutter zum Geburtstage sticken willst? O liebe Sophie, wenn du's noch nicht hast, so nimm doch von diesem hier, das ich für meine Mutter sticke, damit unsere lieben Mütter einerlei Schürzen haben; das würde sie einmahl freuen!

Sophie.

Ach, liebe beste Lotte, das Nesseltuch habe ich in dem Augenblicke, da mir das Tuch, die Schnallen und das Band so gut gefielen, ganz vergessen. Was soll ich nun anfangen? Ach! nun kann ich meiner Mutter nichts zu ihrem Geburtstage schenken, der schon den zweiten des künftigen Monats ist! Ich habe alle mein Geld ausgegeben, und leihen darf ich nichts; das haben Vater und Mutter ein für allemahl mir untersagt. O! ich unbesonnene Thörinn!

(Indem sie die letzten Worte ausspricht, kommt die Köchinn ganz außer Athem hereingelaufen.)

Die Köchinn.

O liebe, liebe Mamsells, erbarmen sie sich doch einer armen Frau, die unten in der Küche ist, und die ihren sieben Kindern schon seit gestern Mittag nichts mehr hat zu essen geben können! Wir Bediente haben zwar schon einige Groschen zusammengelegt, aber das ist doch nicht viel; denn sie hat bei dieser erschrecklichen Kälte auch kein Holz, und dazu, o ich bitte sie, dazu geben sie doch etwas von ihrem Taschengelde her; sie können das Geld gewiß nie nützlicher anwenden! Madam ist ausgegangen, sonst würde ichs der sagen, und die gäbe mir gewiß zu einem ganzen Viertel Holz, damit acht Menschen nicht todt frieren dürften.

Sophie wird blutroth, sieht Lotten an, und fängt bitterlich an zu weinen.

Lotte, sehr gerührt, zieht ihre Börse heraus und giebt der Köchinn das verlangte Geld. Die hat es kaum der armen Frau überbracht, als diese mit Freudenthränen ins Zimmer stürzt, vor Sophien niederfällt, und ihre Hand küssen will, aber nicht sprechen kann.

Dies bringt Sophien vollends außer sich.

Ich bin es nicht, liebe Frau, der sie Dank schuldig ist. Dies ist ihre Wohlthäterinn (auf Lotten zeigend); meine Thorheiten haben mich verhindert, dasselbe Glück zu genießen. Aber da, (indem sie eilends ihren noch ausgebreiteten Einkauf zusammenrafft) da, nehme sie dies, verkaufe sie's, so gut sie kann, und kaufe sie ihren armen Kindern Brot dafür.

Indem sie der armen Frau, die sich weigert, die Sachen anzunehmen, sie mit Gewalt aufdringt — kommt ihre Mutter zu Haus. Wie Sophie sie ansichtig wird, fliegt sie auf sie zu, und verbirgt mit vielem Schluchzen ihr Angesicht in ihrem Busen. Lotte muß der erstaunenden Mutter Alles erklären.

Mutter.

Nun, Sophie, hatte ich nicht Recht, wenn ich dir rieth, nichts Ueberflüssiges zu kaufen, und dein Geld hübsch zusammen zu halten.

Sophie.

O ja, liebe beste Mutter, du hattest nur zu sehr Recht! Vergieb, o! vergieb mir nur diesmahl meine Unbesonnenheit! Niemahls sollst du mich wieder so leichtsinnig finden.

Mutter.

Gott gebe, daß du Wort halten mögest!

Elise Reimarus.

Minna.

Der Frühling war gekommen. Schön,
Wie dünner Rosenflor, umfloß,
Im frischen Morgenroth gefärbt,
Ein Nebel sanft das Birkenthal;
Da saß am blühenden Gebüsch
Die fromme Minna, sah die Zweig'
Im schönen Morgennebel sich
So lieblich neigen; und von fern
Stieg aus bethauter Rockensaat
Die frohe Lerche jubelnd auf;
Und leise, leise lispelte
Das Wasser durch die Fluten hin,
Zu tränken den erstorbnen Klee.

Das süße Lied der Nachtigall
Floß ihr im sanften, kühlen Wehn
Nur selten, aber himmlisch-süß,
Vom weißen Schlehenbusch herab.
Die Wiesenblumen nickten ihr
Den stillsten Gutenmorgen zu.

Die Wonne drang mit süßer Macht
In Minna's Engelsseel', und goß
Sich jetzt in frommen Seufzern aus.
Sie faltete mit: Gott! o Gott!
Die kleinen, weißen Händ', und ach!
Ihr Blick, voll schöner Andacht, stieg
Zum rothgestreiften Himmel auf.

Ja! es ist wahr, rief sie, was oft
Mein guter Vater mir gesagt:

Es ist ein Gott, der Alles hier
Um mich herum so reizend schuf.

Und hell und immer heller blüht'
In ihrem rosigen Gesicht
Die stille Seelenandacht auf.
Und schön und immer schöner schwamm
Die fromme Thrän' um ihren Blick,
Wie Thau auf Morgenveilchen bebt.

Wenn Gott schon diese Welt, so fuhr
Der kleine sanfte Engel fort,
So wunderherrlich ausgeschmückt,
Wie unbeschreiblich schön muß es
Bei diesem Gott im Himmel sein!
O, gieb, du guter Gott, daß ich
Zu einem Engel reif', und einst
Aus dieser schönen Frühlingswelt
In jene schönre komme, wo
Mein Mütterchen schon lange wohnt,
Die, ach, in diesem Augenblick
Vielleicht an ihre Minna denkt.

Jetzt trat ihr Vater, welcher sie
Still hinter einem Schlehenbusch
Belauscht, hervor, und hielt in ihr
Sein ganzes Vaterglück im Arm;
Umschlungen hielt er sie so dicht,
Wie sich die Reb' ums Gitter schlingt;
Und eine Thräne zitterte
Von seiner grauen Wimper still
Auf Minna's rothe Wang' herab;
Und sie verbarg ihr schön Gesicht
Erröthend in sein Silberhaar.

Kind, sprach er, frömmer hast du nie
Zu Gott gebetet; und dein Gott
Erhöret dein Gebet gewiß.
Wann du als Engel wirst dereinst
Um deine Mutter schweben, dann,
Dann segne diesen Tag noch, Kind!

Das geduldige Schaf.

Ein Schäfchen war so niedlich,
Der holden Unschuld gleich:
Es war so sanft, so friedlich,
Das Fellchen seidenweich.

Des Pächters wilder Bube
Nahm, weil es ihm gefiel,
Es zu sich in die Stube,
Und trieb damit sein Spiel.

Doch, bald des Spielens müde,
Fand er es nicht mehr schön;
Da ließ er es in Friede
Zu seinem Hirten gehn.

Und als es bei der Herde
Nun aufgenommen ward,
So fand es die Beschwerde
Von mancher Art nicht hart.

Es schien sich vor dem Scheren,
Wie andre, nicht zu scheun;
Denn frühe Leiden lehren
Einmahl geduldig sein.

In deiner Jugend übe
Geduld! Sie thut einst gut;
Vergilt mit sanfter Liebe,
Wenn man dir Unrecht thut!

Morgenlied eines Bauermanns.

Marsch auf, lieb Weibchen, Kind und Hund!
Es kräht schon unser Hahn;
Die Morgenstund trägt Gold im Mund;
Drum flugs euch angethan!

Laut meckert schon der Zottelbart,
So oft der Haushahn kräht,
Und Hämmlein, Lämmlein, kraus und zart,
Schon auf die Weide geht.

Das Lerchlein singt schon auf der Heid'
Im güldnen Morgenschein;
Und ihr — wie schläfrig ihr noch seid!
Schämt euch ins Herz hinein!

Ach Gott, wie warm die Sonn' aufgeht!
Wie labt sich das Gemüth!
O, wie so frisch der Garten steht,
Und Kraut und Blümlein blüht!

Wir wollen nun von Herzen gern
Auf zu der Arbeit stehn,
Und nicht, wie unsre großen Herrn,
Vom Bett zu Tische gehn.

Nach seiner Art zieht Jedes nun
Zu seinem Tagwerk aus,
Der Adler, wie das Haselhuhn.
Der Löwe, wie die Maus.

Drum laßt hinaus ins Feld uns ziehn;
Frisch, Kinder, frisch heran!
Damit die Ameis' und die Bien'
Uns nicht beschämen kann.

Und du, im Himmel, sieh herab
Auf uns und unser Feld,
Und wende Flut und Hagel ab!
Du bist ja Herr der Welt.

Und kommen wir beim Abendroth
Dann heim in Müh' und Schweiß,
So segne, lieber guter Gott!
Auch unsern Topf voll Reiß!

Der Schooßhund.

Stets blieb der Schooßhund, Milord, mager,
So sehr das Fräulein ihn auch pflag,
So mühsam man ihm auch das Lager
Bepolsterte, auf dem er lag.
Er durfte mit zu Tische sitzen,
Und mancher Stuhl war ihm zu hart;
Doch konnt' er niemahls sehn, daß Spitzen,
Dem Haushund, Brot gegeben ward.
Erschrecklich fing er an zu knurren:
Zu Berge sträubte sich sein Haar!

Er ließ nicht eher nach mit Murren,
Eh' Spitz nicht aus der Stube war;
Als ob dem Armen nichts gebühre.
Spitz trug das Alles. Nur ein Wort,
Ein Wink nur nach der Stubenthüre,
Und Spitz geht, mir nichts dir nichts, fort.
Was hat nun der für seine Treue?
Sein Lager ist kein weiches Bett;
Zufrieden liegt er auf der Streue,
Bewacht das Haus, wird dick und fett.
Trotz, daß ihn Leckerbissen nährten,
Wer dennoch Milords Lebenslauf
Sehr traurig; Neid und Mißgunst zehrten
Ihn bei lebend'gem Leibe auf.
Sein Blut fing schäumend an zu kochen;
Er fuhr vom weichsten seidnen Schooß,
Erblickt' er Spitzen bei dem Knochen,
Den er verschmäht, auf Spitzen los.
Umsonst, daß ihn das Fräulein streichelt,
Des Hausgesindes ganzes Chor
Ihm, um des Fräuleins willen, schmeichelt!
Denn elend blieb er nach wie vor!
Was half ihm nun, bei seinem Neide,
Sein Glück? Nie hat es ihn ergetzt;
Und ohne Ruh' und ohne Freude,
Starb er höchst mißvergnügt zuletzt,
Daß er das Spitzen lassen mußte,
Was er, mit einem fröhlichen
Gemüth, nicht zu genießen wußte.
So lohnt der Neid den Neidenden.

Das Laster straft sich schon hienieden.
Der Neider sei ein Beispiel; gebt

Ihm Königreich', ob er zufrieden,
Beim mäß'gen Glücke Andrer, lebt?

Ein leichtes und sicheres Mittel, mit jedem Tage besser und glücklicher zu werden.

Nicht wahr, meine lieben kleinen Leser, ihr wünschet Alle mit jedem Tage besser zu werden, weil euch Allen wohl bekannt ist, daß man dann auch mit jedem Tage glücklicher wird? Aber ihr wißt nur noch nicht recht, wie ihr das anzufangen habt?

Wollt ihr meinen Rath hierüber hören, und wollt ihr ihn auch befolgen, — so will ich ihn euch gern mittheilen.

Seht, liebe Kinder, wenn man von ganzem Herzen gut und glücklich werden will, so wird vornehmlich dazu erfodert, daß man immer recht aufmerksam sei, sowol auf sich selbst, als auch auf andere Menschen, und überhaupt auf Alles, was man sieht und hört rund um sich her.

Ich will euch etwas deutlicher sagen, was ich damit meine.

Man ist aufmerksam a u f s i c h s e l b s t, wenn man sich oft selbst fragt: war das auch recht, was du jetzt dachtest? war das auch vernünftig, was du jetzt wünschtest? war das auch gut und recht gehandelt, was du jetzt thatest? und wenn man über diese Fragen so lange nachdenket, bis man weiß, was man selbst darauf antworten müsse.

Man ist aufmerksam a u f a n d e r e M e n s c h e n, wenn man sich bemüht, irgend etwas an ihnen wahrzu-

nehmen, was gut und löblich ist, und was verdient, daß wir es nachzuahmen suchen.

Man ist endlich aufmerksam auf die Dinge um sich her, wenn man alle seine Sinne gebraucht, um sie so genau kennen zu lernen, als nur immer möglich ist.

Seht, Kinder, eine solche beständige Aufmerksamkeit auf sich selbst, auf andere Menschen und auf die Dinge um uns her, macht uns gewiß alle Tage verständiger und besser, und also auch gewiß alle Tage zufriedener und glücklicher.

Aber ich weiß schon, wie es mit euch geht; wenn ihr euch auch noch so fest vornehmt, etwas zu thun, so habt ihr es morgen gemeiniglich schon wieder vergessen. Wenn ihr also auch, indem ihr dieses leset, den festen Vorsatz fasset, diejenige Aufmerksamkeit, die ich euch jetzt empfohlen habe, künftig bei allen Dingen anzuwenden, so besorge ich doch, daß ihr diesen guten Vorsatz bald wieder aus der Acht lassen werdet.

Aber ich weiß auch, wie ihr es machen müsset, um das nicht zu thun; und dieses Mittel will ich euch jetzt lehren.

Es war einmahl ein Vater, der hatte zwei Kinder. Da er nun wünschte, daß diese Kinder keinen Tag umsonst leben, sondern jeden Tag etwas zulernen und irgend etwas Gutes mehr annehmen möchten, so nahm er folgende Abrede mit ihnen.

Kinder, sagte er, künftig sollt ihr alle Abend vor oder nach dem Abendessen auf meine Stube kommen.

Was sollen wir denn da machen? antworteten die Kinder.

Da sollt ihr mir, fuhr der Vater fort, allemahl fünf Fragen beantworten, die ich Jedem von euch vorlegen werde.

Was sollen denn das für Fragen sein? erwiederten die Kinder.

Diese, sagte der Vater; erstens will ich euch fragen: was habt ihr heute in euren Freistunden bemerkt, was ihr vorher entweder gar nicht, oder noch nicht recht kanntet? dann: was habt ihr heute in euren Schulstunden zugelernt, was ihr gestern noch nicht wußtet? dann: habt ihr heute irgend etwas gedacht oder gethan, wovon euer Herz euch nachher sagte, daß es nicht recht wäre? dann: habt ihr heute irgend etwas gedacht oder gethan, was euch noch jetzt, indem ihr daran zurückdenkt, Freude macht? und endlich: habt ihr heute in den Reden und Handlungen anderer Menschen irgend etwas Gutes bemerkt, das euch gefiel, und das ihr nachzuahmen wünschtet?

Warum sollen wir denn auf diese Fragen antworten? fragten die Kinder.

Das sollt ihr künftig einmahl erfahren, antwortete der Vater; jetzt wird es euch genug sein, wenn ich euch bloß sage, daß ihr mir durch die Beantwortung derselben alle Abende recht große Freude machen werdet.

Nun gut, sagten die Kinder, das wollen wir denn gern thun.

Gegen Abend kamen sie von selbst zum Vater, und baten, daß er sie nun fragen möchte.

Als nun der Vater hierauf fragte: nun, liebe Kinder, was habt ihr denn in euren Freistunden heute bemerkt? da hatte der Eine noch mehr als der Andre zu erzählen.

Henriette sagte: ich habe gesehn, wie man große Bohnen einmacht, um sie den ganzen Winter hindurch so frisch zu erhalten, als wenn sie eben erst aus dem Garten geholt wären; und nun erzählte sie umständlich Alles, was man damit vornehmen müsse.

Karl sagte: Ich habe bemerkt, was die Beulen bedeuten, welche die Kühe auf dem Rücken haben; und nun erzählte er, er habe an einer solchen Beule gedrückt, und da sei auf einmahl eine große, dicke Made herausgekommen; und da habe man ihm gesagt, eine gewisse Fliege bohre den Kühen ein Loch ins Fell, lege ihr Ei da hinein, und daraus würden denn die großen Maden, die da unterm Felle so lange liegen blieben, bis die Zeit käme, daß sie sich auch in Fliegen verwandeln sollten.

Auf die Frage: was sie heute in den Lehrstunden gelernt hätten, wußten sie wol zehnerlei zu antworten.

Als nun hierauf der Vater weiter fragte: ob sie heute irgend etwas gedacht oder gethan hätten, was sie jetzt bereuten? antwortete Karl nach einigem Nachdenken:

Ich sah heute den Pfirsichbaum unsers Nachbars, der so viele schöne, große Pfirsichen trägt. Da dachte ich: ich wollte, daß der Baum unser wäre! Und das war doch nicht recht, weil man nicht begehren muß, was einem Andern gehört.

Henriette sagte:

Ich hatte heute an meiner Näherei etwas nicht recht gemacht; da zeigte mir Mutter, daß das nichts taugte, und da machte ich ein verdrießliches Gesicht. Das war doch auch gar nicht hübsch von mir!

Das war es freilich nicht, antwortete der Vater, und du mußt dich sorgfältig hüten, daß dir das nicht noch einmahl widerfahre. Wenn man Lust hat, vollkommner zu werden, so muß man jede Zurechtweisung gern und mit Dank annehmen.

Nun, fügte er hinzu, was habt ihr denn heute gedacht oder gethan, was euch jetzt noch Freude macht.

Aber die Kinder schlugen erröthend die Augen nieder, und erwiederten:

O, lieber Vater, das können wir doch unmöglich sagen! Das wäre ja, als wenn wir uns selbst loben wollten.

Nicht doch, ihr Lieben! antwortete der Vater. Wenn ihr mir etwas saget, so ist das eben so, als wenn ihr es nur dächtet, oder zu euch selbst sagtet. Nun darf man ja gar wohl bei sich selbst denken: Dies oder Jenes habe ich heute recht gemacht. Also dürft ihr das in meiner Gegenwart auch gar wohl sagen. Von Loben soll daher gar nicht die Rede sein; ihr sollts nur deßwegen sagen, damit ich mit euch mich freuen möge, daß ihr eure Pflicht gethan habt. Nun?

Nun, sagte Karl, ich habe heute alle meine Sachen in Ordnung gebracht, und mir vorgenommen, sie nie wieder in Unordnung kommen zu lassen.

Das ist gut, antwortete der Vater; und du, Henriette?

Henriette antwortete: und ich habe mir heute vorgenommen, nie wieder ein verdrießliches Gesicht zu machen, wenn man mir sagt, daß ich was nicht recht gemacht habe.

Auch recht gut, sagte der Vater; und Gott helfe euch, daß ihr Beide das immer in Erfüllung bringen möget!

Nun, fügte er hinzu, was habt ihr denn heute an andern Menschen Gutes bemerkt, was ihr nachzuahmen begehrt?

Ich, antwortete Henriette, habe heute von einer armen Tagelöhnerfrau etwas gehört, was mir sehr gefallen hat.

Und was denn? fragte der Vater.

Die arme W**sche, fuhr Henriette fort, die uns heute unsern Flachs ausziehen half, wurde gefragt, was

die andere Frau, die mit ihr in einem Hause wohnt, denn immer machte? Ob sie etwa zu Hause spinne? — Nein, antwortete sie. Ob sie denn stricke? Nein, sagte sie wieder. Ob sie denn gar nichts thue? O, sagte hierauf die gute Frau, darum müßt ihr mich nicht fragen. I, warum denn nicht? fragte unsre Anne. Deßwegen, sagte sie, weil ich über andere Leute nicht reden mag; ich bekümmere mich nur um mich selbst. War das nicht gut von ihr gesagt, Vater?

Recht sehr gut, antwortete der Vater; denn wenn man von andern Leuten nichts Gutes zu sagen weiß, so ist es am besten, daß man gar nichts von ihnen sagt. Dafür soll die W**sche auch immer zuerst gerufen werden, so oft es wieder etwas bei uns zu verdienen giebt. Erinnert mich daran. — Und du, Karl?

O, ich habe auch etwas recht Schönes bemerkt!

Und was denn? fragte der Vater.

Unsere liebe Mutter ließ heute den Arbeitsleuten, die an unserm Graben arbeiten, sagen, wenn sie Feierabend gemacht hätten, so möchten sie noch auf ein halbes Stündchen in den Garten kommen, um ein paar Beete umzugraben?

Nun, sie kamen doch?

O ja; und da waren sie so fleißig darüber her, daß Jeder von ihnen noch drei große Beete umgrub.

Das war brav.

O, das ist noch nicht Alles! Da sie jetzt fertig waren, wollte die Mutter Jedem ein Trinkgeld geben; aber sie traten Alle zurück und sagten: Nein! wir nehmen nichts.

I, warum denn nicht? fragte die Mutter.

O, antworteten sie wieder, das wäre ja wol recht unartig von uns, wenn wir uns für so eine Kleinigkeit

erst noch wollten bezahlen lassen. Der Herr läßt uns diesen Sommer so viel verdienen, und schenkt uns so manchmahl eine Flasche Brantwein bei unserer Arbeit; und nun sollten wir uns für einen so kleinen Dienst noch bezahlen lassen?

Nicht wahr, Vater, das war doch auch recht schön von diesen Leuten?

Allerdings! antwortete der Vater; und das soll ihnen auch nicht unvergolten bleiben.

Seht, liebe junge Leser, auf eine ähnliche Weise beantworteten diese Kinder alle Abende die fünf Fragen ihres Vaters; und wißt ihr, was die Folge davon war? Sie wurden nach und nach gewohnt, auf sich selbst und auf Alles, was sie sahen und hörten, die größte Aufmerksamkeit zu wenden, weil sie immer begierig waren, etwas anzumerken, was sie des Abends ihrem Vater wieder erzählen konnten.

Dadurch wuchsen sie aber auch zusehends an Verstand und an jedem Guten; so daß ihre Aeltern und Alle, die sie kannten, recht große Freude an ihnen hatten.

Wollt ihr es nun eben so gut haben, so bittet eure guten Aeltern, oder euren Lehrer, daß sie es auch so mit euch machen. Dann sollt ihr einmahl sehen, wie geschwind auch ihr an jedem Guten wachsen, und wie glücklich ihr dann sein werdet.

Seht, liebe Kinder, dies war es, was ich euch zu rathen hatte; werdet ihr diesen Rath nun auch zu befolgen suchen?

Elise Reimarus.

Die Fürsten.

Die großen Fürsten dieser Erden,
Was wollen sie denn Größers werden?
Sie haben ja der Länder g'nung,
Und goldnes Kleid, und goldnen Prunk.

Und Last und Arbeit auch mit Haufen;
Und werden mächtig angelaufen;
Und denken für der Leute Wohl
Sich ihren Kopf so voll, so voll!

Und haben doch an all' der Plage
Nicht satt, und sinnen Tag' auf Tage,
Ob nicht noch mehr zu haben sei
Von schwerer Müh' und Sklaverei.

Ich kann es nimmermehr ergründen,
Was Fürsten am Erobern finden.
Mit jedem Schritte wächst die Pflicht,
Und die Belohnuug wächst so nicht.

Drei Vögel hab' ich zu versorgen,
Die kosten oft den halben Morgen;
Wenn nun der Vögel wären zehn,
Könnt' ich wol aus der Stelle gehn?

Und wenns noch solchen Fürsten würde
Wie mir mit meiner Vogelbürde!
Ich habe Lieb' und Dank dafür;
Und was, ihr Fürsten, habt denn ihr?

Overbeck.

Der gestäupte Thierquäler.

Zu Abo, in Finnland, wurde vor einigen Jahren ein Hund übergefahren, und kroch sterbend bis an die Thür eines Lederhändlers.

Der funfzehnjährige Sohn dieses Mannes, ein unbarmherziger Bube, hatte die Grausamkeit, dieses winselnde Mitgeschöpf zuerst mit Steinen zu werfen, und es dann mit einem vollen Topfe siedenden Wassers zu begießen.

Glücklicherweise sah diese entsetzliche Unmenschlichkeit ein gegenüber wohnender Rathsherr. Dieser trug am nächsten Tage die Sache im Rathe vor; seine Amtsbrüder schauderten bei der Erzählung, und es wurde einmüthig beschlossen, den Unmenschen vorzufodern und gefangen zu setzen.

Es geschah; und nach reifer Erwägung des Verbrechens, wurde an einem Markttage, vor vieler Menschen Augen, zu folgender Strafe geschritten.

Ein Büttel entkleidete den Oberleib des Unmenschen, schloß ihn hierauf an den Schandpfahl, und las ihm folgendes Urtheil vor:

Weil du, junger Unmensch! einem der Geschöpfe deines Schöpfers, da es in seiner Todesstunde winselnd dich um Hülfe anflehete, nicht nur keinen Beistand geleistet, sondern sogar mit frevelnder Hand die Schmerzen des sterbenden Thieres vervielfältiget, und es mit vermehrter Qual getödtet hast: so soll dir nun dein verdienter Name an die Brust geheftet, und du sollst dann mit funfzig Geißelhieben gestraft werden.

Er hing ihm hierauf ein schwarzes Blech an die

Brust, worauf mit großen weißen Buchstaben die Worte standen: „Blutdürstiger Unmensch!"

Ein zweiter Büttel zählte ihm hierauf mit einer geflochtenen Drahtpeitsche fünf und zwanzig Hiebe zu, worauf der erste ihm wieder Folgendes vorlas:

Hier, junger Unmensch, fühle nur etwas von den Schmerzen, womit du dein Mitgeschöpf in seiner Sterbestunde quältest; und wenn du einst in deiner eigenen Todesstunde Barmherzigkeit von dem Herrn aller Geschöpfe erflehen willst, so werde menschlicher!

Dann gab der zweite Büttel ihm noch die rückständigen fünf und zwanzig Hiebe, alles Winselns ungeachtet, wodurch der Unmensch Erbarmen von seinen Richtern zu erflehen suchte.

Diese Strafe der Unmenschlichkeit gegen den treuesten Gesellschafter der Menschen, den dankbaren Hund, hatte den besten Erfolg, indem sie ähnlichen Versündigungen gegen Mitgeschöpfe ein Ende machte.

Denn im Sommer pflegten die Finnischen Buben lebendige junge Sperlinge anzunageln, und mit Armbrüsten oder Blaseröhren danach zu schießen. Andere spießten Frösche auf, und hatten ihre unmenschliche Freude an dem Zappeln der armen Thiere. Andere begingen noch andere Grausamkeiten.

Das Alles unterblieb nun.

Denn jetzt fingen sie an, die große Wahrheit zu erkennen: Wer Mitleid fühlt, dem wird Erbarmen widerfahren von Dem, der sich Aller erbarmt!

Und nun fingen sie auch an, zu begreifen, daß es ein Kennzeichen eines wahren Gottesverehrers ist, sich auch der Thiere zu erbarmen.

Möchten doch alle andere junge Leute in allen andern Ländern zu eben dieser Erkenntniß gelangen!

Man sagt, es gebe in Deutschland Kinder, welche Vergnügen daran finden, einem Käfer einen Zwirnsfaden um das Bein zu binden, und ihn dann ohne Unterlaß herumzuschwingen, bis etwa das Bein ausreiße, oder das gequälte Thier den Geist aufgebe.

Sollten solche Kinder durch sanfte Erinnerungen sich nicht wollen bessern lassen, so würde man eine sinnlichere Ueberzeugungsart anwenden müssen, indem man ihnen einen Bindfaden fest um den Finger schnürte, und sie so lange hin- und herzerrte, bis sie geständen, daß sie diesen Schmerz durch Unbarmherzigkeit gegen Käfer tausendfältig verdient hätten. C.

Das gute Rosenmådchen.

Es war der schönste Mondenschein,
Und Hannchen saß, vom Hauche
Des Mai's umlispelt, ganz allein
Am grünen Fliederstrauche;
Da ruhte sie, von ihrem Fleiß,
Oft unter dem Geschlängel
Der schönen Zweige, hell und weiß
Umleuchtet, wie ein Engel.

Da wimmert was vom Zaune her;
Sie sieht es dunkel schimmern.
Gott! denkt das gute Hannchen, wer
Mag da so kläglich wimmern?
Es kommt. Ein alter armer Mann
Hängt da an seinen Krücken.
Wer seid ihr? fragt ihn Hannchen; kann
Ich euch womit erquicken?

Dir sei's, hob die Erscheinung an,
Wer du auch bist, geklaget:
Ich bin ein alter armer Mann,
Den Durst und Hunger plaget.
Mein Sohn war ein Soldat, der mir
Mein Bißchen Brot erworben;
Ihn prügelte sein Offizier,
Davon ist er gestorben.

Der gute Hans! Gott weiß, er war
Kein liederlicher Bube.
Dies Unglück bringt mein graues Haar
Mit Schmerzen in die Grube.
Sieh, Kind! so häng' ich, krank und schwach,
In diesen Lumpen; Keiner
Verschafft mir Brot und Dach und Fach;
Kein Mensch erbarmt sich meiner.

Mein Hüttchen mußt' ich, weil die Pacht
Dazu mir fehlte, räumen;
Halb nackend lieg' ich manche Nacht
Seitdem frei unter Bäumen,
Und bitte, weil ich nichts als Noth
Hinfort zu hoffen habe,
Den lieben Gott um meinen Tod,
Um Ruh' im stillen Grabe. —

Ach süßes Mitleid, fromm und weich!
Schwimmt hell in Hannchens Blicken:
Kommt mit mir, spricht sie, ich will euch,
So gut ich kann, erquicken! —

Das willst du? sprach der Arme, ach!
Du willst dich mein erbarmen? —
Hier ist mein Arm! ihr seid zu schwach,
Ich diene gern dem Armen.

Mein Vater nimmt sich eurer an,
Wenn ich darum ihn bitte. —
Und so führt sie den armen Mann
An ihrem Arm zur Hütte,
Und macht ein Lager ihm, so gut
Es möglich war: Und morgen,
Spricht Hannchen, habt ihr ausgeruht,
So will ich weiter sorgen.

Nun, gute Nacht! — Sie geht zur Ruh,
Am Schlummer sich zu laben.
Froh schließt sie ihre Augen zu,
So wohlgethan zu haben.
Kaum schaut, nach einer süßen Nacht,
Der Tag vom Himmel nieder
Auf Hannchens Fenster, so erwacht
Das gute Mädchen wieder.

Und fröhlich eilet sie, mit Brot
Und Milch, zu ihrem Alten;
Sie kommt und findet ihn — schon todt,
Die Hände fromm gefalten.
Gewiß hatt' er für Hannchen noch
Zu Gott zuletzt gebetet.
Ach! weinte sie, so hat ihn doch
Sein Elend schon getödtet!

Doch wohl ihm! er hat ausgequält! —
Mit nassem Angesichte
Geht sie zum Vater, und erzählt
Ihm weinend die Geschichte.
Der Vater, nur ein Bauersmann,
Drückt ihre Hand in seiner:
Wohl, Kind! Nimm dich des Elends an,
Denn keine Freud' ist reiner.

O, das Gefühl ist gar zu süß,
Wenn wohlgethan wir haben! —
So sprach der brave Mann, und ließ
Die Leiche drauf begraben.
Und Greis und Jüngling, Jeder blickt
Voll Freude nach der Wohnung,
Wo Hannchen sich verbirgt, und schickt
Ihr Kränze zur Belohnung.

Beim nächsten Rosenfeste drängt
Man sich zu Hannchens Hütte;
Beschämt tritt sie heraus, und hängt
Nun schwebend in der Mitte.
So fromm auch noch manch Mädchen war,
So ließ man doch nicht losen;
Schnell lacht in Hannchens blondem Haar
Der schöne Kranz von Rosen.

Im eignen Schmuck der Sittsamkeit,
Die auf der Stirn ihr thronte,
Mit Ruh' und mit Zufriedenheit
Ihr schönes Herz belohnte,

Stand sie so da. Ein Jeder meint
Er seh im Lilienkleide
Die Unschuld selbst; doch Hannchen weint,
Vor Scham und banger Freude.

Und Alles ruft mit Jubelschrei:
Kein Mädchen sei bewährter
In jeder Tugend; keines sei
Der Unschuldskrone werther!
Und Alles jauchzt; nur Hannchen schweigt
Beim frohsten Rundgesange;
Bei jedem Wort des Lobes steigt
Die Röthe ihrer Wange.

So würdig sie ihr Kränzchen trägt,
So würdig auch die Lieder
Des Volks ihr Opfer sind, sie schlägt
Im Tanz die Augen nieder.
Nachdem fand sie oft, ohne Spur
Von Wem? bekränzt ihr Rädchen;
Sprach man von ihr, so hieß sie nur:
Das gute Rosenmädchen!

Wahre Vaterlandsliebe.

Als die Oesterreicher im Jahre 1748 im Besitz von Genua waren, mußte dieser Freistaat große Summen aufbringen. Die Herren der Regierung versammelten sich daher, um hierüber zu rathschlagen.

Kurz vorher ging Herr Grillo, einer der vor-

nehmsten und reichsten Genueser, in das Rathhaus, und bestreute den Vorsaal mit Stricken.

Als er von den Rathsherren gefragt wurde, was diese sonderbare Handlung zu bedeuten habe? so gab er zur Antwort, daß das Volk durch die Kriegskosten schon ganz erschöpft sei, und es daher menschlicher scheine, ihm Stricke zu verschaffen, um sich zu hängen, als die armen Leute mit neuen Abgaben zu beladen, welche sie zur Verzweiflung bringen müßten.

Man gab ihm zur Antwort, das Geld müsse doch nun einmahl aufgebracht werden, und woher es anders kommen solle?

Woher es kommen soll? erwiederte jener; daher, wo es einzig allein zu finden ist: aus den Kisten der Reichen und Großen.

Nun ging er vom Rathhause, und kam mit einigen Bedienten zurück, welche die Summe von 500,000 Lire*) in Gold und Silber trugen.

Diese ließ er vor der Versammlung hinwerfen, und sagte: So schätze sich ein Jeder nach seinen Vermögensumständen, und die gefoderte Summe wird bald aufgebracht werden.

Man folgte seinem Beispiele: die Großen gaben freiwillige Beiträge, und retteten dadurch das gemeine Wesen.

Frühlingsgesang.

Der Frühling kommt wieder
Vom Himmel hernieder

*) Lira ist in Italien ungefähr so viel, als bei uns 7 Sgr.

Zum wartenden Thale.
Schon glänzt, in dem Strahle
Des Morgens, der Spiegel
Des Teichs, und am Hügel
Sucht, neben der Mutter,
Das Lämmchen sein Futter:
Und leis' und gelinde
Durchflattern die Winde
Die saatvollen Felder.
Im Schatten der Wälder
Verstummen nicht länger
Die lieblichen Sänger.
Wie schwärmende Träume,
Durchsegeln die Räume
Des Himmels die Schwalben,
Und grüßen die falben
Vergoldeten Wölkchen.
Du fröhliches Völkchen,
Dich möcht' ich beneiden!
O könnt' ich, vor Freuden,
Mit schwärmenden Vögeln
Die Wolken umsegeln!
Ich flöge der Sonne,
Mit jauchzender Wonne,
Auf rosigen Wegen
Frohlockend entgegen.
Dann schwäng' ich mich wieder
Zum Apfelbaum nieder
Auf Blüten, noch röther,
Als Wölkchen am Aether.

Wohin ich nur sehe,
Das Thal und die Höhe

Im Blumengeschmeide,
Ermuntert zur Freude.
Hier girret ein Täubchen!
Ein Nachtigallweibchen
Lockt dort in den Schatten
Den singenden Gatten.
Du Nachtigallweibchen!
Mir grünet ein Läubchen,
Das grünt unvergleichlich
Da lispelt so schmeichlich
Die Luft in dem Laube
Der früheren Traube!
Da horch' in dem Schatten
Die Lieder des Gatten;
Und theilet da Beide
Des Wonnemonds Freude;
Da sollt ihr mich lehren,
Den Schöpfer zu ehren,
Der Frühlinge schmücket,
Geschöpfe beglücket,
Und sanft um ihr Leben
Die Freude läßt schweben.

Overbeck.

Die Akademie der Wissenschaften.

Ein Spiel.

Ich weiß, meine jungen Freunde, wie einem Kinde zu Muthe ist. Denn ungeachtet ich jetzt sechs Fuß hoch bin, und schon eine hübsche Zahl von Jahren hinter mir habe, so war doch einmahl eine Zeit, da auch ich nicht größer und nicht älter war, als ihr jetzt seid.

Auch bin ich nachher immer mit Kindern umgegangen, habe mit ihnen gelernt, gearbeitet, gespielt und geschäkert; Alles zu seiner Zeit, versteht sich, und wie es sich gebührt.

Ich weiß daher, daß es Stunden giebt, in welchen wir Kinder — erlaubt mir immer, daß ich mich mit zu euch rechne! — nicht recht wissen, was wir mit unserer kleinen Person und mit unserer Zeit anfangen sollen.

Da ist z. B. so eine Stunde vor und nach dem Essen, Mittags und Abends, da das Lernen und das Arbeiten nicht so recht mehr von Statten gehen will, und da wir also gern etwas Anders vornähmen, wobei es keines Kopfbrechens und keiner sonderlichen Anstrengung bedürfte.

Wir Landleute sind in solchen Stunden weniger verlegen. Wir haben einen Garten dicht hinter dem Hause; und da müßten Regen und Wind es schon sehr ernstlich darauf anlegen, wenn sie uns abhalten wollten, von Zeit zu Zeit hineinzulaufen, um bald etwas zu pflanzen oder zu säen, bald etwas auszujäten oder zu beharken, bald etwas für die Küche, oder auch wol, nach erhaltener Erlaubniß, versteht sich, für unsern eigenen kleinen Mund zu pflücken.

Machts das Wetter einmahl gar zu arg, und müssen wir denn durchaus im Hause bleiben: nun so giebt es allerlei kleine häusliche Geschäfte, mit welchen man seine Zeit auch ganz artig hinbringen kann.

Da giebts Erbsen oder Bohnen auszukrüllen, Kräuter zu verlesen, türkische Bohnen abzuziehen, Obst zu schälen, und andere dergleichen Beschäftigungen, bei welchen man plaudern und scherzen kann, ohne müßig zu sein.

Aber was fangt ihr armen Stadtkinder in solchen trüben Stunden an?

Gewiß, ihr guten kleinen Leute, ihr habt mich oft gedauert; und deßwegen habe ich mich oft hingesetzt, um etwas für euch zu erdenken, was euch zur Unterhaltung und zum Vergnügen dienen könnte.

Noch gestern Abend, da wir eben wieder solch ein Regenwetter hatten, daß man nicht aus dem Hause gehn konnte, dachte ich an euch; und da ich gerade eine müßige Stunde hatte, so setzte ich mich hin, um ein neues Spiel für euch zu ersinnen.

Ich fand eins, und nannte es — hört einmahl welch ein prächtiger Name! — die Akademie der Wissenschaften. Das will ich euch nun beschreiben.

Habt ihr schon gehört, was eine Akademie der Wissenschaften ist? So nennt man eine Gesellschaft von Gelehrten, die zu gewissen Zeiten zusammenkommen, um über gelehrte Dinge zu sprechen, sich einander ihre Kenntnisse mitzutheilen, und gemeinschaftlich allerlei wichtige Untersuchungen anzustellen.

Erschreckt nur nicht, ihr guten Kinder! Ich meine nicht, daß ihr es gerade eben so machen sollt. Ihr sollt nur etwas treiben, was den Geschäften jener gelehrten Herren einigermaßen ähnlich sieht, ohne eben so mühsam zu sein. Hört nur erst meine Erklärung an.

In einer solchen Akademie ist zuvörderst ein Präsident oder Vorsitzer. Der ist der vornehmste unter Allen, sitzt oben an, und ordnet die Geschäfte, welche zu jeder Zeit getrieben werden sollen.

Die übrigen Mitglieder bestehen aus allerlei Gelehrten. Einige sind Geschichtsforscher, d. i., Leute, welche sich vornehmlich auf die Geschichte gelegt haben; Andere Erdbeschreiber, d. i., solche, welche in der Erdbeschreibung gut bewandert sind; Andere Meßkünstler, deren Hauptfach die Meßkunst oder Mathe-

matik ist; Andere Vernunftforscher oder Philosophen, d. i., Leute, welche viel über Gott, über die Welt, über den Menschen, besonders über die menschliche Seele und über Dasjenige nachgedacht haben, was man thun und lassen muß, um recht gut und recht glücklich zu werden. Wiederum Andere sind Belletristen oder Schöngeister, d. i., solche, welche die schönen Wissenschaften, die Wohlredenheit und die Dichtkunst lieben und sich ganz vorzüglich darin geübt haben. Noch Andere sind Naturbeschreiber, d. i., solche, die sich vornehmlich auf die Naturgeschichte gelegt haben.

In einigen Akademien giebts auch Künstler, z. B. Mahler, Bildhauer, Kupferstecher u. s. w.

Das Spiel nun, welches ich für euch erdacht habe, besteht darin, daß ihr euch zuerst einen Vorsitzer wählt; und wenn ich euch rathen soll, so nehmt ihr dazu die verständigste Person, die ihr haben könnt, etwa euren Vater, oder euren Lehrer, auch wol eure Mutter, wenn sie anders Lust dazu hat; denn seit kurzen hat man angefangen, auch Frauenzimmer zu Präsidenten solcher Akademien zu machen.

Seid ihr mit solcher Wahl zu Stande gekommen, dann müßt ihr zweitens unter euch selbst ausmachen, was nun ein Jeder von euch für ein Fach bekleiden soll. Der Eine muß nämlich ein Geschichtsforscher, der Zweite ein Erdbeschreiber, der Dritte ein Meßkünstler, der Vierte ein Philosoph u. s. w. sein.

Sind eurer mehr, als ich kurz vorher Namen von Gelehrten genannt habe, so können zwei Geschichtschreiber und zwei Erdbeschreiber sein. Dann hat der Eine es nur mit der alten Geschichte, der Andere mit der neuern zu thun; und von den beiden Erdbeschreibern wählt der Eine sich die Erdbeschreibung der alten Welt,

der Andere die Erdbeschreibung der neuen. Naturbeschreiber können drei in diesem Spiele sein, indem der Eine sich auf das Thierreich, der Zweite auf das Pflanzenreich, und der Dritte auf das Steinreich einschränkt.

Ist Jemand in der Gesellschaft, der schon etwas von der Physik oder Naturlehre gehört hat, so kann dieser den Naturforscher vorstellen.

Außer den Künstlern kann auch Einer ein Handwerksverständiger, und noch Einer ein Landwirth sein.

Unterdeß daß diese Rollen nun vertheilt werden, schreibt der Vorsitzer allerlei Fragen aus den genannten Wissenschaften auf Kartenblätter. Ich will ein paar solcher Fragen zur Probe geben. Also:

1) Aus der Geschichte:

a. Bei welchem Volke, und wie ist die Verfertigung des Glases, die größere Schifffahrt, die Purpurfarbe und die Buchstabenschrift erfunden worden?

b. Wie und wo starb Karl XII., König von Schweden?

2) Aus der Erdbeschreibung:

a. Was hat Preußen für Naturgüter, welche Deutschland nicht hat, und was können wir dagegen nach Preußen schicken, woran es dort gebricht?

b. Welches sind die größten Ströme und die höchsten Gebirge in der Welt, und wo sind sie?

3) Aus der Meßkunst:

a. Was ist eine gerade Linie?

b. Was ist ein Winkel?

4) Aus der Philosophie:

a. Wie sieht unsere Seele aus?

b. Warum ist es nicht gut, zornig zu sein?

5) Aus den schönen Wissenschaften:

a. Die Akademie verlangt, daß ihr Schöngeist sie mit einer Fabel unterhalte.

b. Die Akademie verlangt, daß er sie durch ein kleines, gut hergesagtes Liedchen belustige.

6) Aus der Naturbeschreibung:

a. Etwas Merkwürdiges vom Pferde.

b. Etwas Merkwürdiges vom Esel.

7) Aus den Künsten und Handwerken:

a. Ein Mahler mahlt die berühmte Schlacht zwischen den Deutschen und dem Römischen Heere des Varus. Er hatte den Pulverdampf so natürlich vorgestellt, daß man glaubte, ihn wirklich aufsteigen zu sehen; und dennoch wurde dieser Dampf von Kennern sehr getadelt; warum?

b. Wer erfand das Schießpulver? wann erfand er es? und wie wird es gemacht?

Bald hätte ich vergessen zu sagen, daß die Gesellschaft auch Einen unter sich zum Geheimschreiber oder Sekretär, und einen Andern zum König ernennt, zu welcher letztern Würde sie etwa Denjenigen erheben kann, der noch zu jung und zu wenig unterrichtet ist, als daß er eine andere Rolle übernehmen könnte. Denn was der König hier zu thun hat, kann ebenfalls auch Derjenige verrichten, der noch weiter nichts gelernt hat, als auf einem Throne zu sitzen und sich Etwas vortragen zu lassen, was er eben nicht zu verstehen braucht. Der Geheimschreiber hingegen muß ein gescheiter Kopf sein.

Endlich muß ich noch erinnern, daß der Vorsitzer eine große Mütze von Papier macht, auf welcher mit leserlichen Buchstaben der Name Midas steht. Wozu dieselbe gebraucht werden soll, wird nachher folgen.

Der Vorsitzer und die Andern setzen sich nun an einen Tisch, und der König auf einen für ihn errichteten

Thron. Der Geheimschreiber sitzt neben dem Vorsitzer. Vor diesem letzten steht ein Topf, in welchen er die beschriebenen Kartenstücke wirft, und sie durch einander schüttelt. Er giebt hierauf mit einem Stabe, der neben ihm liegt, das Zeichen des Stillschweigens, indem er damit auf den Tisch schlägt. Von diesem Augenblick an ist Alles mausestill.

Und der Vorsitzer beginnt:

Schaut auf, ihr Herren allzumahl!
Wir schreiten jetzt zur großen Wahl
Der großen Frage, die für heut
Uns Stoff zum ernsten Denken beut.

Mit diesen Worten zieht er eins der beschriebenen Kartenstücke aus dem Topfe, und reicht es dem Schreiber. Dieser erhebt sich von seinem Sitze, macht eine Verbeugung gegen den Vorsitzer und die Versammlung, liest die Frage mit lauter Stimme vor, macht abermahls eine Verbeugung, und setzt sich wieder nieder.

Der Vorsitzer überreicht hierauf das Kartenblättchen demjenigen Mitgliede, in dessen Fach die Frage einschlägt, indem er zu ihm sagt:

Erhebe dich, o weiser Mann,
Und zeig' uns deine Antwort an!

Hierauf erhebt sich der Akademiker, macht, wie oben, eine Verbeugung, beantwortet hierauf mit langsamer und vernehmlicher Stimme die auf dem Kartenblättchen stehende Frage, macht abermahls eine Verbeugung, und setzt sich nieder.

Wird die Antwort gebilliget, so klatscht der Vorsitzer mit den Händen, und die ganze Versammlung thut ein Gleiches.

Wird hingegen die Antwort unwahr befunden, oder weiß der Aufgerufene ganz und gar keine Antwort auf die Frage, so erklärt der Präsident ihn für einen Mi-

das, indem er ihm unter folgenden Worten die Midasmütze aufsetzt:

O Midas, Midas, hochgeboren,
Verberge deine langen Ohren
Wohl unter diesem Mützchen fein,
Wird anders Raum für sie da sein!

Die ganze Gesellschaft läßt hierauf ein lautes Hu! Hu! ertönen, erhebt sich von ihren Sitzen, zieht dem Midas die Mütze über die Augen, so daß er gar nichts sehen kann, schließt einen Kreis um ihn, tanzt und singt:

Willkommen, Herr Midas,
O, gehn sie nicht fürbaß!
Es ist hier ja schön.
Man saget, Herr Midas,
Sie hätten so etwas
Apartes zu sehn!
Wir bitten, wir flehn,
O, lassen sie sehn!
O, lassen sie sehn! *)

Am Ende des Liedes steht der Kreis still; Einer aus der Gesellschaft zupft den Midas, jedoch mit Bescheidenheit, am Ohrläppchen, und Midas muß errathen, wer Der sei, der ihn gezupft hat. Trifft er es, so ist er frei, und man verfügt sich wieder zu den Sitzen, um fortzufahren; trifft er es nicht, so fangen Tanz und Gesang wieder von vorn an.

Sobald die Gesellschaft wieder zum Sitzen gekommen ist, giebt der Präsident abermahls das Zeichen zum Schweigen, zieht unter obigen Worten abermahls ein Kartenblättchen hervor, und man wiederholt das ganze

---

*) Die Weise zu diesem Liede findet man am Ende dieses Bändchens.

Verfahren, welches ich jetzt beschrieben habe, so oft, bis der Vorsitzer merkt, daß es Zeit sei, die Sitzung zu endigen.

Damit nimmt der Geheimschreiber alle herausgekommene Kartenblättchen in die Hand, und tritt mit einer tiefen Verbeugung vor Se. Majestät, den König, um von Demjenigen, was man jetzt untersucht und ausgemacht hat, alleruntertänigsten Bericht abzustatten.

Ich will auch hievon ein Beispiel geben, indem ich dabei voraussetze, daß die Akademie diesmahl diejenigen Fragen untersucht habe, die ich oben zur Probe vorlegte.

Der Sekretär redet also den König folgendermaßen an:

„Sire,

Eurer Majestät alleruntertänigste Akademiker haben mir den Auftrag gegeben, den Erfolg ihrer heutigen gelehrten Untersuchungen vor Höchstdero erhabenem Throne in Demuth niederzulegen.

In der Klasse der Geschichte wurde die Frage aufgeworfen: bei welchem Volke und wie die Verfertigung des Glases, die größere Schifffahrt auf offenem Meere, die Purpurfarbe und die Buchstabenschrift erfunden sei? und es wurde ausgemacht, daß wir alle diese Erfindungen den Phöniziern zu verdanken hätten.

Mit der Erfindung des Glases sei es folgendermaßen zugegangen: ein Schiff, mit Salpeter beladen, habe sich dort vor Anker gelegt. Die darauf befindlichen Kaufleute wären ans Land gegangen, um sich daselbst eine Mahlzeit zuzubereiten. Da sie nun keine Steine gefunden, um den Kessel darauf zu setzen, so hätten sie einige Stücke Salpeter dazu gebraucht. Die Glut des Feuers habe diesen Salpeter und den Sand, worauf er gelegen, geschmelzt, und da habe man etwas aus dem Feuer hervorfließen sehen, welches nach geschehener Abkühlung eine Art von Glas gewesen sei.

Man habe hierauf allerlei Versuche angestellt, bis man endlich auf diejenige Art, Glas zu machen, verfallen sei, welche noch jetzt üblich ist.

Die Erfindung der Purpurfarbe sei gleichfalls durch einen Zufall veranlaßt worden. Ein Schäferhund habe aus Hunger eine Purpurschnecke gefressen; der schöngefärbte Saft dieses Thieres habe ihm an der Schnauze geklebt; dies sei bemerkt worden, und man habe hierauf versucht, mit eben diesem Safte Zeuge zu färben.

Für die Klasse der Erdbeschreiber ward die Frage aufgeworfen: was Preußen für Naturgüter habe, welche uns in Deutschland fehlen, und was man, im Gegentheile, in Deutschland habe, woran es in Preußen gebreche? Ew. Majestät getreueste Erdbeschreiber beantworteten diese Frage folgender Gestalt: Preußen habe Bernstein, Elendthiere und vorzüglich schönen Honig; es fehle ihm aber an Salz, an Wein und an edeln Metallen, welche Deutschland hervorbringe.

Auf die Frage: welches die höchsten Gebirge in der Welt seien? antworteten ebendiese Erdbeschreiber: die Kordilleras in Südamerika; und auf die dritte Frage nach den größten Strömen in der Welt, gaben sie den Bescheid: in der alten Welt der Wolgastrom, und in Amerika: der Amazonenfluß und der Missisippi.

Der philosophischen Klasse wurde hierauf die Frage vorgelegt: was für eine Gestalt unsere Seele habe? Aber die erleuchtete philosophische Klasse antwortete: unsere Seele habe gar keine Gestalt, weil sie ein unsichtbarer Geist sei. Und als man sie weiter fragte: warum es nicht gut wäre, zornig zu sein? erwiederte sie: weil der Zorn eine Krankheit der Seele, ein vorüberge-

hender Wahnsinn sei; weil der Zorn auch die Gesundheit des Leibes zerstöre, und weil ein zorniger Mensch Manches rede und thue, was er nachher bereuen müsse.

Die mathematische Klasse — aber ich bemerke in tiefster Unterthänigkeit, daß Ew. Majestät Augenlieder schwer zu werden geruhen, und daß Ihr Höchster Mund die Gnade hat, sich von Zeit zu Zeit gar merklich weit zu öffnen.

Ich sehe dies als einen allergnädigsten Wink für mich an, daß ich aufhören soll, und schließe daher meinen demüthigen Bericht, indem ich mich und die ganze Akademie Ew. Majestät ehrerbietigst zu Füßen lege."

Der Vorsitzer beschließt hierauf die feierliche Versammlung, indem er einige Preisfragen aufsetzt und die Herren Akademiker ermuntert, an der schriftlichen Beantwortung derselben bis zur nächsten Versammlung zu arbeiten. Er bestimmt zugleich den Preis, um welchen gekämpft werden soll.

Tugendhafte Ueberwindung der Begierde nach Leckereien.

Karl hatte an dem Geburtstage eines reichen Mannes eine Rede gehalten, und von diesem dafür einen Dukaten zum Geschenk bekommen.

So viel Geld hatte er noch nie beisammen gehabt, und dies war zugleich das erste, was er, wenigstens gewissermaßen, sich selbst erworben hatte, und was er also als sein Eigenthum betrachten konnte.

Der Knabe taumelte fast vor Vergnügen.

Nachdem nun aber der Rausch der Freude vorüber

war, fing er an zu überlegen: wie er das Geld anwenden wolle?

Sein erster Gedanke war: ich will mir Kirschen, Pflaumen, Aepfel, Birnen, Kuchen, Rosinen und Mandeln dafür kaufen. Das soll schmecken! rief er aus, und drehete sich auf einem Beine herum.

Aber — fuhr er fort mit sich selbst zu sprechen — schmecke gut, währe lange, sagt das Sprichwort. Der Dukaten wird nicht ewig währen; der ist gar bald aufgegessen; und wenn er nun aufgegessen ist, so ist der junge Herr eben so daran, als wenn er nie einen Dukaten gehabt hätte.

Ei nun, man kanns ja eintheilen! Heute für einen Groschen Kuchen, über acht Tage für einen Groschen Mandeln und Rosinen! Da reiche ich mit dem Dukaten — er gilt ja wenigstens drei Thaler — über ein Jahr aus.

Aber wer steht mir dafür, daß ich es bei dieser Eintheilung werde bewenden lassen? Ist das Dukätchen einmahl gewechselt, dann hüpfen die Groschen in der Tasche! Da gehts in acht Tagen oft vor dem Kuchenbäcker vorbei; fange der junge Herr nur erst an zu naschen, da wirds bald nach Mehrem schmecken, und wer weiß, ist in acht Tagen noch ein Groschen davon übrig?

Das Bürschchen verdirbt sich wol noch obenein den Magen, nascht sich wol gar krank; und was hat es dann davon? Nichts, als daß es sich Schmerzen, und seiner guten Mutter Angst und Kosten macht.

Meiner Mutter? Das gab mir ein guter Geist ein, daß ich jetzt an meine Mutter dachte.

Hier ging Karl mit schnellen Schritten, ohne sich umzusehen, nach Hause, umarmte seine Mutter, und:

Hier, sagte er, liebe Mutter, ist der erste Dukaten,

den ich erworben habe, verdient kann ich noch nicht einmahl sagen.

Sie haben mich nun zwölf Jahre gespeiset, getränket und gekleidet; ich habe mich auch wol viel tausend Mahl bei Ihnen bedanket, Ihnen die Hand geküßt. Ja, das ist auch was Rechts! Gönnen Sie mir die Freude, daß ich mich jetzt zum erstenmahl durch die That dankbar bezeige. Nehmen Sie den Dukaten; thun Sie sich etwas dafür zu gute. Es ist Ihnen ja, seitdem der Vater gestorben ist, sauer, blutsauer geworden.

Der Mutter stürzten vor Freuden die Thränen aus den Augen, und der Knabe empfand eine Wonne, eine Seligkeit, die er noch nie gefühlt hatte, und die viel tausend Mahl größer war, als das Vergnügen, welches er sonst empfand, wenn er allerlei Naschwerk genoß.

Doch das war noch nicht Alles. Seine Mutter legte den Dukaten so gut an, daß er ihr alle Jahre etwas einbrachte; und der dankbare Sohn genoß, so lange sie lebte, das Vergnügen, zu sehen, wie sich die Mutter dafür erquickte.

Täglich zu singen.

Ich danke Gott, und freue mich,
Wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß ich bin, bin! und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz, habe;

Daß ich die Sonne, Berg und Meer,
Und Land und Gras kann sehen,
Und Abends unterm Sternenheer
Und lieben Monde gehen.

Und daß mir dann zu Muthe ist,
  Als wenn wir Kinder kamen,
Und sahen, was der heilge Krist
  Beschert, und wir dann nahmen.

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
  Daß ich kein König worden;
Ich wär geschmeichelt worden viel,
  Und wär vielleicht verdorben.

Auch bet' ich ihn von Herzen an,
  Daß ich auf dieser Erde
Nicht bin ein großer, reicher Mann,
  Und auch wol keiner werde.

Denn Ehr' und Reichthum treibt und bläht,
  Hat mancherlei Gefahren!
Und Vielen hats das Herz verdreht,
  Die weiland wacker waren.

Und all das Geld und all das Gut
  Gewährt zwar viele Sachen,
Gesundheit, Schlaf und guten Muth
  Kanns aber doch nicht machen.

Und die sind doch, bei Ja! und Nein!
  Ein rechter Lohn und Segen!
Drum will ich mich nicht groß kastein
  Des vielen Geldes wegen.

Gott gebe mir nur jeden Tag
  So viel ich darf zum Leben;
Er giebts dem Sperling auf dem Dach;
  Wie sollt' er's mir nicht geben?

Claudius.

Der Mann und das Vögelein.

Eine Fabel.

Ein Vogler fing ein Vögelein;
Das sprach zum Vogler: Sieh, wie klein
Und leicht ich bin! Was nütz' ich dir?
Laß mich zum Walde wiederkehren!
Aus Dankbarkeit will ich dafür
Dir auch ein schönes Sprüchlein lehren.

Wohlan! laß sehn, versetzt der Mann,
Was mir ein Zeisig lehren kann.

Das Vögelein war herzlich froh,
Und sagte zu dem Vogler so:
Mein Spruch ist der: „Ein weiser Mann
Zwar auch zuweilen irren kann,
Allein er nimmt doch den Verstand
Bei allen Dingen erst zur Hand,
Und grämet sich zu keiner Frist
Um Etwas, das nicht möglich ist."

Ein schöner Spruch, versetzt der Mann,
Den jedes Kind mir lehren kann!
Doch sei's! Fort! Ich entlasse dich.

Das Vögelein, sobald es sich
Auf einen nahen Baum gesetzet,
Denkt: Laßt doch sehen, ob der Mann,
Der meinen Spruch so wenig schätzet,
Nun auch die Probe halten kann!

O, fängt es zu dem Vogler an,
O, seht ihn doch, den dummen Mann,
Den gar ein Zeisig äffen kann!
Denn wisse nur, mein Leib enthält
Das größte Kleinod von der Welt,
Den herrlichsten Karfunkelstein.
Zwei Tonnen Goldes waren dein,
Die hast du mit mir fliegen lassen.

Weg fliegt darauf das Vögelein:
Und er — weiß sich vor Unmuth nicht zu fassen.

Als die Frühlingssonne zum ersten Mahl in mein Zimmer schien.

O liebe Sonne, sei gegrüßt!
Hier hab' ich lange dich vermißt!
Nun schenkest du zum ersten Mahl
Mir wieder deinen sanften Strahl.

Ich grüße dich, du schönes Licht,
Mit heiterm, frohen Angesicht;
Du gießest reinen, frohen Sinn
Auf Alles, was da lebet, hin.

Du bist ein Wesen, heiß und rein:
So soll auch meine Seele sein,
Von heißer Menschenlieb' entbrannt,
Von aller Bosheit abgewandt.

Du bist mit Klarheit angethan,
Und wanderst immer rechte Bahn:
Wohl mir, wenn ich, wie du, im Licht
Der Wahrheit geh; dann strauchl' ich nicht.

Du legst dich nimmer, auszuruhn,
Kommst immer wieder, wohlzuthun;
Du achtest weder Stand noch Glück,
Auf Bös' und Gute strahlt dein Blick.

Heil dir, o Licht voll Lieb' und Macht!
Du Bild von Dem, der dich gemacht!
Ich bin sein Ebenbild, wie du,
Wenn ich, gleich dir, nur Gutes thu.

O würd' ich von dir allezeit
Befunden wacker und bereit!
Dann dürft' ich deinen hellen Strahl
Willkommen heißen alle Mahl.

Dann dürft' ich nie zur Erde sehn
Und weg aus deinem Lichte gehn;
Denn unwerth deiner früh und spat
Ist, wer kein gut Gewissen hat.

Abendlied.

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold,

Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
  Verschlafen und vergessen sollt!

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
  Und ist doch rund und schön.
So sind wol manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
  Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
Sind doch recht arme Sünder,
  Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinnste,
Und suchen viele Künste,
  Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß uns aufwärts schauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
  Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß gut, o gut uns werden,
Und vor dir hier auf Erden,
  Wie Kinder, fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
  Durch einen sanften Tod;
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
  Du lieber, treuer, frommer Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder!
Kühl ist der Abendhauch.
Verschon' uns, Gott, mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen,
Und unsern kranken Nachbar auch!

Claudius.

Die Güte Gottes.

Es lebt ein Gott, der Menschen liebt;
Ich seh's, wohin ich blicke,
Am Nebel, der den Himmel trübt,
So wie am Sonnenblicke;

An jeder dunkeln Regennacht,
Wo mir kein Sternchen leuchtet;
Am Monde, wenn er freundlich lacht,
Und meinen Pfad erleuchtet.

Ich seh's, wenn Donnerwolken glühn,
Und Berg und Wald bewegen;
Und seh's, wenn sie vorüber fliehn,
Am sanften, lieben Regen.

Nicht nur, wenn Frühlingslüfte wehn,
Durch Laub und junge Blüte,
Nicht nur, wenn reife Saaten stehn,
Seh' ich des Schöpfers Güte;

Ich seh sie auch, wenn tiefer Schnee
Die starre Flur bedecket,
Und wenn der Nord das scheue Reh
In Felsenklüften schrecket.

Einst sah ich sie bei stetem Glück
In tausend, tausend Freuden;
Nun sieht sie mein bethränter Blick
In kleinen, kurzen Leiden.

Die bestrafte Eitelkeit.

Ein kleines Schauspiel.

Personen:

Herr Arens, ein Kaufmann.
Frau Arens, dessen Gattinn.
Kristel, ihr Sohn.
Jakob, ein junger Bursche vom Lande.
Zwei Gesellschafter.

Erster Auftritt.

(In Herrn Arens Hause auf der Flur.)

Herr Arens und Frau Arens.

Herr Arens.

Da wandelt unser Kristel wieder mit dem Buche in der Hand auf dem Hofe herum! Ich fürchte, ich fürchte, es geschieht mehr aus Eitelkeit, als aus Lernbegierde, daß er sich immer so mit Büchern trägt?

Frau Arens.

Und woher kommt dir diese Besorgniß, mein Lieber?

Herr Arens.

Woher? Bemerkst du nicht, wie er bald hieher, bald dorthin blickt, um zu sehen, ob auch wol Jemand auf ihn Acht habe?

Frau Arens.

Aber seine Lehrer geben ihm doch das Zeugniß, daß

er recht fleißig lernt; und Alle sagen ja, daß er für sein Alter schon sehr viel wisse.

Herr Arens.

Wol wahr; aber wenn meine Besorgniß gegründet ist, daß sein Bißchen Wissen ihn schon eitel gemacht hat, so sollte es mir tausend Mahl lieber sein, wenn er noch gar nichts wüßte, und sein bescheiden geblieben wäre.

Frau Arens.

Noch gar nichts?

Herr Arens.

Ja, Frau! Ein Mensch ohne alle gelehrte Kenntnisse, der bescheiden, arbeitsam und redlich ist, ist ein weit nützlicheres und ehrwürdigeres Glied der menschlichen Gesellschaft, als der größte Vielwisser, dem seine Gelehrsamkeit den Kopf verdreht und das Herz aufgebläht hat.

Frau Arens.

Wir wollen hoffen, daß das bei unserm Kristel nie der Fall sein werde!

Herr Arens.

Der Himmel gebe es! Ich denke, wir thun am besten, wenn wir ihn heute mit aufs Land nehmen, und ihn da ein paar Monate zubringen lassen. — Aber da kommt er ja hergegangen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen und Kristel, nachher auch Jakob.

Kristel

(mit dem offenen Buche in der Hand, ohne die Augen davon aufzuschlagen).

Mutter, da ist der dumme Bauerjunge wieder, der immer was zum Verkaufe bringt.

Herr Arens.

Kristel, was berechtigt dich, diesen Burschen dumm zu nennen?

Kristel.

Hat er doch nichts gelernt!

Herr Arens.

Aus Büchern, meinst du? Aber vielleicht hat er andere Dinge gelernt, wovon du nichts verstehst. Oder meinst du, daß Verstand und Geschicklichkeit nur aus Büchern geschöpft werden? Da würdest du eine thörichte Meinung haben. — Du sollst mit uns aufs Land fahren; mache dich fertig, und komm nachher zu mir auf mein Zimmer.

(Geht ab.)

Frau Arens.

Sage dem Jakob, daß er hier warte; ich will die Köchinn herunterschicken.

(Ab.)

Kristel (zu Jakob).

Du! — Hierher! Sollst hier warten.

Jakob (tritt herein).

Gott grüß, junger Herr!

Kristel.

Sein Diener! (Macht ihm eine spöttische Verbeugung.)

(Jakob stellt sich mit seinem Korbe an die Wand, und behält den Hut in der Hand. Kristel geht vor ihm auf und nieder, und grinst ihn an, so oft er bei ihm vorübergeht. Jakob sieht ihn mit großen Augen an, als Einer, der nicht weiß, was der Andere will.)

Kristel.

Du, wie groß ist wol der Mond?

Jakob.

Wie ein Pfannkuchen, Herr!

Kristel.

Ha! ha! ha! — Ueber den einfältigen Bauerlümmel!

(Jakob begnügt sich, ihn starr anzusehen, und Kristel fährt fort, auf- und nieder zu gehen.)

Kristel.

Hast du den diesjährigen Musenalmanach schon gelesen?

Jakob.

Muschö, was Sie da nennen, davon steht nichts in unserm Evangelienbuche, und im Katechismus auch nicht.

Kristel.

Ha! ha! ha! — O, über den einfältigen Tölpel! Als wenn der Musenalmanach auch zum Evangelienbuche gehörte!

(Jakob schweigt abermahls, und Kristel geht wieder auf und ab.)

Kristel (auf Jakobs Hände zeigend).

Wo hast du denn das Elephantenleder zu deinen Handschuhen hergekriegt?

Jakob.

Mit Gunst, Herr, es sind nur meine bloßen Hände.

Kristel.

Fi! da könnte man ja Schuhsohlen herausschneiden, so dick ist die Haut darauf!

Jakob.

Von Faulenzen ist sie so dick nicht geworden. Sie haben gut sprechen; das glaube ich. — Und doch, Herr, möchte ich mir Ihr Leben nicht wünschen. Wacker arbeiten, und seinen Nebenmenschen ungehudelt lassen, das geht 'rmit! Adjös!

(Will gehen; wird aber von der Köchinn in die Speisekammer gerufen.)

Kristel.

Ich glaube gar, der Bauertölpel wurde ungehalten. Ei seht doch! — Aber ich soll mich ja reisefertig machen! (Geht ab.)

Dritter Auftritt.

(Auf dem Lande, beim Eingange des Waldes.)

Herr Arens, Frau Arens, Kristel, ein paar Gesellschafter.

Herr Arens.

Es ist doch wirklich ein schöner Abend! Ich dächte, wir gingen immer hier vorn den Wald entlang, um nicht durch das Gebüsch gehindert zu werden, den Untergang der Sonne anzusehen!

Erster Gesellschafter.

Wie's Ihnen beliebt! — Sie wird heute sehr schön untergehen: der westliche Himmel ist ungemein heiter.

Herr Arens.

Und Alles ist schon so still und ruhig in der Natur! — Hören Sie die Nachtigall?

Zweiter Gesellschafter.

O herrlich! — Wie sie wirbelt und kräuselt! —

Herr Arens

(zu Kristel, der sich mit einem Buche in der Hand etwas entfernt hat).

Kristel! So komm doch hier und bleib bei der Gesellschaft! Hörst du die Nachtigall schlagen?

Kristel.

Ich lese hier etwas, das mir mehr Vergnügen macht.

Erster Gesellschafter (zu Herrn Arens).

Wenn das Ernst ist, so bedaure ich den Kleinen; und wenn's nicht ist — doch das wolle der Himmel nicht, daß er sich nur so stellen sollte!

Herr Arens.

Komm, komm, Kristel, und sei kein Narr!

Kristel
(sich immer mehr entfernend).

O, erlauben Sie mir doch, daß ich meine Wißbegierde befriedigen darf.

Herr Arens.

Nun, so befriedige sie denn, und geh, wohin du willst.

Frau Arens.

Aber, Kind, er könnte sich verirren!

Herr Arens.

Mag er doch, wenn er's nicht besser haben will.

(Gehen Alle vorüber.)

Kristel (ihnen nachsehend).

Nun sind sie weg, und ich brauche mich nicht mehr zu verstellen. (Steckt das Buch in die Tasche.) — Was doch die Fremden von meinem Fleiße denken werden! Ich möchte jetzt wol ein Vögelchen sein, und ihnen nachfliegen, um zu hören, wie sie mich loben werden. Aber still! ich wills noch besser machen. Ich will mich da durchs Gebüsch schleichen, und immer so fortgehen, daß sie mich nicht wieder finden können, und dann glauben, daß ich mich unterm Lesen und Nachdenken verirrt habe. Ich habe einmahl gehört, daß es die Gelehrten so zuweilen machen sollen. Daß dich! da werden sie mich auch für einen Gelehrten halten; und dann wirds an ein Loben gehn! Aber ich glaube gar, sie kommen schon zurück; ich muß nur laufen, daß sie mich nicht sehen. Hurtig!

(Läuft ins Gebüsch.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, außer Kristel.

Herr Arens.

Wo doch der wunderliche Junge mag geblieben sein!

Frau Arens.

Sagte ichs nicht, Kind, er könnte sich verirren? Himmel, wenn er nur nicht schon zu weit ist!

Herr Arens.

Sei unbesorgt! (rufend) Kristel! — He! Kristel! Wo bist du? Hörst du nicht? Kristel!

Erster Gesellschafter.

Wir wollen uns vertheilen, um ihn aufzusuchen. Bleiben Sie mit Madam hier, ich gehe da hin.

Zweiter Gesellschafter.

Und ich dort hin; sein Sie unbekümmert, wir werden ihn schon finden! (Beide gehn ab.)

Frau Arens (nach einer Pause).

Ich höre nichts. Gott! wenn sie ihn nicht fänden!

Herr Arens.

Nun?

Frau Arens.

Was würde aus dem armen Jungen werden! Und was aus uns, wenn er die Nacht im Walde bleiben müßte?

Herr Arens

Kind, du weißt, daß ich ihn nicht weniger liebe, als du; aber die Wahrheit zu sagen, es würde mich eben nicht sehr betrüben, wenn sie ihn nicht fänden.

Frau Arens.

Wie meinst du das?

Herr Arens.

Ich bin nun völlig überzeugt von dem, was ich diesen Morgen bloß vermuthete, daß der Junge den Kopf voll Eitelkeit und Narrheit hat, und daß er Alles, was er thut, bloß deßwegen thut, um bewundert zu werden. Es ist mir gar kein Zweifel übrig, daß er bloß deßhalb auch vorher sich von uns entfernte, und sich stellte, als wenn

er so verpicht aufs Lesen wäre, damit die Fremden nur von ihm sprechen sollten. Das bekümmert mich mehr, als wenn wir ihn verloren hätten; denn ich sorge, ich sorge, daß die Krankheit seiner Seele, die ich, leider! zu spät bemerkt habe, schon unheilbar geworden sei! Und dann ist er und bleibt er zeitlebens ein unglückseliges Geschöpf! — Vielleicht aber, daß es etwas zu seiner Besserung beitragen kann, wenn er seiner Narrheit wegen eine Zeit lang in der Irre umhergehen und einige Beschwerlichkeiten erdulden muß.

Frau Arens.

Wenn nur die Nacht nicht schon hereinbräche! Gott! da kommen sie wieder, und bringen ihn nicht. Ich Unglückselige!

Die beiden Gesellschafter.

Alle unsere Mühe ist vergeblich gewesen. Er ist nirgends zu finden. Wir wollten Ihnen nur sagen, daß Sie nicht länger auf uns warten möchten, denn wir wollen jetzt den ganzen Wald durchlaufen, und nicht eher nach Hause kommen, als bis wir ihn gefunden haben.

Herr Arens.

Meine Herren, ich bitte Sie, geben Sie sich weiter keine Mühe. Ich habe meine Ursachen, warum ich wünsche, daß mein Sohn sich in dieser kleinen Verlegenheit selbst helfen möge.

Frau Arens.

Aber, Kind, bedenke doch —

Herr Arens.

Ich habe Alles bedacht; der Junge ist schon elf Jahr alt. Wenn er seinen Verstand gebrauchen will, so kann er sowol aus dem aufgehenden Monde, als auch aus der Richtung des Abendwindes schließen, wohin er sich wenden muß, um wieder nach Hause zu finden.

Frau Arens.

Aber wenn er nun —

Herr Arens.

Und wenn er nun auch nicht so klug wäre, sich nach diesen Merkmahlen zu richten, und also die ganze Nacht im Walde zubringen müßte: mag's! Die Nächte sind jetzt nicht sehr kalt, der kleine Wald ist überall ganz sicher, und vor Hunger wird er auch nicht gleich sterben. — Hat er sich selbst aus Narrheit in Verlegenheit gebracht, so mag er sich nun auch selbst wieder heraushelfen. Sei nur ruhig, gutes Weib! Es ist besser, etwas, auch mit Gefahr seines Lebens, zu wagen, als ihm durch zu große Sorgfalt eine Gelegenheit zur Verbesserung zu entziehen. Komm, Liebe; kommen Sie, meine Freunde; ich bin sein Vater, und weiß, was ich thue.

Fünfter Auftritt.

Kristel (allein); hernach Jakob.

Kristel (tief im Walde hin- und herlaufend).

Was habe ich gemacht? — Ich Unglücklicher! Wie werde ich mich durchfinden? Es ist schon Nacht; und ich weiß nicht, wohin ich mich wenden soll. — (Er ruft.) Vater! Vater! — Wehe mir! Es antwortet Keiner. O ich armer, armer Mensch, was soll ich nun anfangen? (Er weint.) — Vater! o lieber Vater, wo sind Sie? Antworten Sie doch ihrem armen unglücklichen Sohne! — Himmel! Was regt sich da im Gebüsch! Wenns ein Wolf wäre! O Jammer! Hülfe! Hülfe!

Jakob (der auf das Geschrei herbeiläuft).

Was giebts hier? Wer schreit da? (Indem er Kristel gewahr wird.) Aber sieh, sieh! Ei in aller Welt, junger Herr, wie kommen denn Sie hierher?

Kristel (seine Hand ergreifend).

O mein herzenssüßer, liebster Jakob! Ich habe mich verirrt.

Jakob

(macht anfangs große Augen, und bricht endlich in ein lautes Lachen aus).

Ha! ha! ha! — Ei zum Geier, Herr, für wen sehen Sie mich denn an? — Ich? Ihr herzenssüßer, Ihr liebster Jakob? Hi! hi! hi! — Gewiß, Sie irren sich; ich bin ja nur ein dummer Bauerlümmel! Wissen Sie denn nicht? Fi! lassen Sie meine garstige Hand los, die ist ja von Elephantenleder!

Kristel.

O, mein bester Freund, verzeihe er meine Beleidigungen, und bringe er mich aus Barmherzigkeit wieder zu meinem Vater. Er soll auch ein gutes Trinkgeld erhalten.

Jakob (vor ihm auf- und niedergehend).

Haben Sie schon den diesjährigen Musenalmanach gelesen?

Kristel

(schlägt vor Scham und Reue die Augen nieder).

Ach!

Jakob.

(den Finger an die Nase legend, und zum Himmel sehend).

Aber sagen Sie mir doch, mein liebes gelehrtes Herrchen, wie groß mag wol eigentlich der Mond sein?

Kristel (schluchzend).

Ach! — aus — Barm — Barm — he — her — herzig — keit —

Jakob.

Nun sieht der Herr, daß man ein dummer Bauertölpel sein, und doch zu vielerlei nützen kann, und also deßwegen nicht verächtlich ist! Was gäben Sie nicht

jetzt darum, wenn Sie, statt zu wissen, wie groß der Mond ist, den rechten Weg wüßten, und, so wie unser Eins, sich nichts daraus machten, obs Tag oder Nacht ist, ob Sie Einer begleitet oder nicht?

Kristel.

Ich erkenne ja mein Unrecht, und verspreche ihm, daß ich nie, nie wieder so thöricht sein will.

Jakob.

Schon gut, aber das könnte wol nur eine Nothbuße sein, die nicht Stich hielte. Der Herr muß erst ein wenig fühlen, was es auf sich hat, eines ehrlichen Mannes Kind für einen Pudelhund zu halten, mit dem man umspringen kann, wie man will, ohne daß ein Hahn danach krähet. — Aber damit Sie sehen, daß ein braver Bauer nicht rachgierig ist, so will ich Sie diese Nacht bei mir behalten, da wo ich die Pferde hüte, und Sie morgen früh wieder zu Ihrem Vater bringen. Kommen Sie, ich will Schlafkammer und Bettstelle mit Ihnen theilen.

Kristel.

O, mein gütiger Freund!

Jakob

(unter einem Eichenbaume sich niederlegend).

Nun, Herr, bedienen Sie sich Ihrer Freiheit.

(Indem er sich einen Stein unter den Kopf rückt.)

Kristel.

Wo ist denn seine Schlafkammer?

Jakob.

Wir sind mitten drin! — Und dies hier (auf den grünen Boden schlagend) ist mein Bett. Nehmen Sie Platz.

Kristel.

Ach! sollen wir denn so unter freiem Himmel liegen?

Jakob.

Ich versichere Sie, junger Herr, der König selbst hat

keine solche Bettsponde. Schauen Sie nur über sich, unter welchem schönen Betthimmel wir hier schlafen! Sehen Sie, er ist ganz mit Karfunkeln besetzt, und dort (auf den Mond zeigend) ist unsere Nachtleuchte. — Nun, wie ist Ihnen?

Kristel.

Ach! liebster Jakob, mich friert und hungert gar zu sehr!

Jakob.

Nun, dazu kann Rath werden. Machen Sie doch ein Feuer an; und hier sind ein paar Kartoffeln, die bereiten Sie sich zu, so gut Sie es gelernt haben.

Kristel.

Lieber Gott! Wie soll ich das anfangen? Ich habe ja kein Feuer, und Kartoffeln habe ich nie gekocht.

Jakob (lachend).

Ei! Stand denn nichts davon in ihren Büchern?

Kristel.

Nichts, lieber Jakob.

Jakob.

Nun, so sollen Sie denn gleich sehen, daß ich gelehrter, als Sie und alle ihre Bücher bin! — Ein klein wenig Geduld! (Holt sein Feuerzeug aus der Tasche und schlägt an.) Pink! da haben wir schon Feuer; und nun (indem er eine Handvoll trockenes Gras nimmt, den glimmenden Zunder hineinthut, und es hin- und her schwenkt, bis es Flamme fängt) soll der Herd bald bestellt sein! (Er legt Reisholz auf das brennende Gras.) Da sehen Sie! — Nun hier unsere Braten! (Legt die Kartoffeln ans Feuer.) Ich stehe dafür, sie sollen gewiß gut schmecken.

Kristel.

O mein Freund, wie soll ich ihm vergelten, was er für mich thut?

Jakob.

Als wenn ichs deßwegen thäte! Schade was fürs Vergelten! Ists nicht schon Lohn genug, wenns Einem so wohl dabei ist? — Aber warten sie ein wenig; mittlerweile, daß die Kartoffeln braten, hole ich Ihnen ein paar Bund Heu von der Wiese; da sollen Sie drauf schlafen wie ein Prinz.

(Geht.)

Kristel.

Ich Unbesonnener! Wie konnte ich doch so dumm und so ungerecht sein, diesen Menschen zu verachten? — Was bin ich gegen ihn? Wie klein werde ich in meinen eigenen Augen, wenn ich sein Betragen gegen das meinige halte? — Aber das soll mir auch nie wieder begegnen! Von nun an will ich keinen Menschen mehr gering schätzen, und nicht mehr so eitel und so hochmüthig sein, als ich gewesen bin. —

Jakob (bringt ein paar Bund Heu).

Da! — Und nun laß sehen, was unsere Braten machen? — O, sie sind schon fix und fertig! Nehmen Sie, nehmen Sie, weil sie warm sind; so schmecken sie am besten!

Kristel.

Aber er wird mit essen?

Jakob.

Dasmahl nicht: es ist gerade für Sie, junger Herr.

Kristel.

Aber —

Jakob.

Lassen Sies gut sein; ich esse fürwahr nicht mit! Mich hungert nicht. — Nun, wie schmeckts?

Kristel.

Vortrefflich, lieber Jakob!

Jakob.

Gelt! es schmeckt hier besser, als in der Stadt.

Kristel.

O viel, viel besser!

Jakob.

Nun, wenn Sie fertig sind, so legen Sie sich hier nieder. (Er breitet das Heu aus.) Ich will denn schon sehen, daß das Feuer nicht ausgehen soll. (Kristel legt sich.) So! und damit decken Sie sich (indem er seine Jacke auszieht und sie ihm auflegt). Und nun gute Nacht!

Kristel.

Guter Jakob, ich möchte weinen, daß ich ihn so verkannt habe.

Jakob.

Nichts mehr davon! Gute Nacht, gute Nacht! Morgen weckt uns die Lerche. (Kristel schläft ein, und Jakob bleibt bei ihm sitzen, um das Feuer zu unterhalten.)

Sechster Auftritt.

(Gegen Morgen.)

Kristel (noch schlafend) und Jakob.

Jakob (ihn anrührend).

Nun, Herr Schlafkamerad, wirds jetzt genug sein? Die Lerche trillert schon ihren Morgengesang, und die Sonne wird gleich hinter dem Berge hervorkommen. Wollen wir uns nun aufmachen, um zu Ihren Aeltern zu gehen?

Kristel (sich die Augen reibend).

Ja — ja — gleich! — Guten Morgen, lieber Jakob!

Jakob.

Schönen Dank! Wie haben Sie geschlafen?

Kristel (aufstehend).

Recht gut, mein Lieber. Da hat er sein Kamisol wieder, und tausendmahl Dank —

Jakob.

Es ist gern geschehn. Nun marsch! nach Hause! Ich führe Sie.

Siebenter Auftritt.

(Herrn Arens Landhaus.)

Herr Arens, Frau Arens, die beiden Gesellschafter, nachher Jakob und Kristel.

Herr Arens.

Gieb dich zufrieden, liebe Frau; es wird, wills Gott! Alles gut gehen; ich will einige Leute nach ihm ausschicken. — Aber wer pocht draußen? (Die Thür aufmachend.) Sieh, sieh!

Frau Ahrens (ihren Sohn erblickend).

Gott sei Dank! — O du unartiges Kind, was hast du uns diese Nacht für Kummer gemacht!

Kristel.

Verzeihung, liebste Mutter, und Sie, bester Vater! Verzeihung! (ihnen die Hand küssend.) Sie erhalten Ihren Sohn besser wieder, als Sie ihn verloren hatten.

Herr Arens.

Wie das?

Kristel.

Ich bekenne, daß ich ein eitler Geck gewesen bin. Was würden sie Demjenigen geben, der mich gebessert hätte?

Herr Arens.

Alles, was in meinem Vermögen steht.

Kristel.

Sehen Sie hier (auf Jakob zeigend) meinen lieben

Lehrmeister, meinen Wohlthäter, meinen Erretter! Ihm habe ichs zu verdanken, daß ich aufgehört habe, ein Narr zu sein.

Herr Arens.

Wenn das wahr ist, mein lieber Jakob, so sollst du, so lange ich lebe, ein Jahrgeld von funfzig Thalern genießen.

Jakob.

O nein, Herr, das verdiene ich nicht; Sie machen, daß ich gar nicht sprechen kann.

Herr Arens.

Kommt, laßt uns hier hinein zum Frühstück gehn; und dort, Kristel, erzähle uns Alles, was mit dir vorgegangen ist! Wie glücklich wirst du deine gute Mutter und mich machen, wenn du uns überzeugst, daß deine Besserung aufrichtig und von Dauer sei! (Kristel nimmt Jakobs Hand, und sie gehen Alle in das Nebenzimmer.)

Gespräch.

Hinz und Kunz.

Hinz.

Hast eine edle That gethan!
Dafür will ich dir lohnen,
Vor Mann und Weib, und Weib und Mann,
Die in Europa wohnen,
Dich loben öffentlich darob.

Kunz.

Werd' ich denn edler, besser durch das Lob?

Hinz.

Wie? edler? besser? — Nein!

Kunz.

So laß das Loben lieber sein.

Der gute Sohn.

Der Herr von R.... hatte sich, als Preußischer Werboffizier, eine Zeit lang zu Ulm in Schwaben aufgehalten. Er sollte jetzt wieder zurück zu seinem Regimente gehn.

Am Abend vor seiner Abreise meldete sich noch bei ihm ein schön gewachsener junger Mensch, und verlangte, angeworben zu werden. Er hatte ganz die Miene eines guten, wohlerzogenen Jünglings; aber er zitterte, indem er vor den Offizier trat, an allen Gliedern.

Der Offizier schrieb dieses einer jugendlichen Furchtsamkeit zu, und fragte, was er besorge?

Daß Sie mich abweisen, war seine Antwort; und indem er dieses sagte, rollte ihm eine Thräne über die Wangen.

Nicht doch, sagte der Offizier. Sie sind mir vielmehr außerordentlich willkommen. Wie konnten Sie so etwas besorgen?

Weil Ihnen das Handgeld, welches ich fodern muß, vermuthlich zu hoch kommen wird.

Und wie viel verlangen Sie denn? fragte der Offizier.

Keine niedrige Habsucht, antwortete der junge Mensch, sondern ein dringendes Bedürfniß zwingt mich, hundert Gulden zu fodern; und ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt, wenn Sie sich weigern, mir so viel zu geben.

Hundert Gulden, antwortete der Offizier, sind freilich viel, aber Sie gefallen mir; ich glaube, daß Sie Ihre Pflicht thun werden, und will nicht mit Ihnen handeln. Hier sind sie! Morgen reisen wir von dannen. — Und so zahlte er ihm die hundert Gulden aus.

Der junge Mensch war entzückt.

Er bat darauf den Offizier, daß es ihm erlaubt sein

möchte, nach Hause zu gehen, um erst noch eine gewisse heilige Pflicht zu erfüllen, und versprach, in einer Stunde wieder da zu sein. Dieser traute seinem ehrlichen Gesichte, und ließ ihn gehen.

Aber weil er in seinem ganzen Betragen etwas Außerordentliches und Geheimnißvolles bemerkt zu haben glaubte, so trieb ihn seine Neugierde an, ihm von fern zu folgen.

Und da sah er ihn spornstreichs nach dem Stadtgefängnisse laufen, wo er anpochte und hineingelassen wurde.

Der Offizier verdoppelte seine Schritte und hörte, da er an die Thür des Gefängnisses kam, den jungen Menschen mit dem Kerkermeister reden.

Hier ist, hörte er ihn sagen, das Geld, um dessentwillen mein Vater gefangen sitzt! Ich lege es hier nieder; und nun führe er mich geschwind zu ihm, um ihn aus seinen Banden zu befreien. — Der Kerkermeister that, was er verlangte.

Der Offizier blieb noch ein wenig stehen, um ihm Zeit zu lassen, vor seinem Vater allein zu erscheinen; dann folgte er ihm nach.

Welch ein Anblick! Er sieht den jungen Menschen in den Armen seines Vaters, eines ehrwürdigen Greises, der ihn fest an sein Herz gedrückt hält, und ihn mit heißen Thränen benetzt, ohne ein Wort zu reden. Es vergingen einige Minuten, ehe der Offizier von ihnen bemerkt wurde.

Gerührt ging dieser endlich auf sie zu, und sagte zu dem Alten: Beruhigen Sie sich; ich will Sie eines so braven Sohnes nicht berauben. Lassen Sie mich Theil nehmen an dem Verdienste seiner Handlung. Er ist frei; und es reuet mich die Summe nicht, wovon er einen so edelmüthigen Gebrauch gemacht hat.

Vater und Sohn fielen ihm zu Füßen. Der Letzte weigerte sich anfangs, die ihm angebotene Freiheit anzunehmen. Er bat den Offizier, ihn bei sich zu behalten; sein Vater, sagte er, bedürfe seiner nun nicht mehr, und er möchte einem so gutherzigen Herrn nicht gern beschwerlich gefallen sein.

Aber der großmüthige Offizier bestand darauf, daß er bleiben sollte, führte Beide an seiner Hand aus dem Kerker, und nahm bei seiner Abreise das frohe Bewußtsein mit, zwei Unglückliche, die es zu sein so wenig verdienten, glücklich gemacht zu haben.

An die Sonne, beim Aufgange.

Sei mir gegrüßt zu meines Gottes Ehre,
Du, seiner Schöpfung Königinn!
Steig auf und geuß aus deinem Flammenmeere
Erstaunen vor dich hin!

Daß alle Welt anbetend niederfalle
Vor Dem, der dich so schön gemacht,
Der Menschen schuf, und väterlich für Alle
Mit seiner Allmacht wacht!

Daß überall, bis zur entferntsten Zone,
Die staunend deine Größe sieht,
Zufriedenheit und Lieb' und Eintracht wohne,
Die jetzt den Erdkreis flieht.

Und so sei du, was du ihm stets gewesen,
Dem Erdenvolke Gottesblick,
Dem Lande Frucht, dem Kranken froh Genesen,
Dem Armen Trost und Glück. —

Auch mir, wenn ich in Unmuth aufwärts blicke,
Weil Gottes Weg' ich nicht versteh,
Geuß Heiterkeit ins kranke Herz, und schicke
Mir Kraft, daß ichs besteh'!

Und lehre mich, in Freudigkeit hienieden
Mich jeder schönen Tugend weihn;
Voll Duldsamkeit, bereit zum sel'gen Frieden
Und mild, wie du, zu sein!

Der alte Landmann an seinen Sohn.

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Fingerbreit
Von Gottes Wegen ab.

Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand so leicht;
Dann singest du beim Wasserkrug,
Als wär' dir Wein gereicht;

Dann wirst du, wie auf grünen Au'n,
Durchs Pilgerleben gehn;
Dann kannst du sonder Furcht und Grau'n
Dem Tod' ins Auge sehn.

Dann suchen Enkel deine Gruft,
Und weinen Thränen drauf,
Und Sommerblumen, voll von Duft,
Blühn aus den Thränen auf.

Hölty.

Des Morgens.

Da bist du ja, du gute Sonne! wieder
So hold, als ich dich gestern sah;
Blickst allbelebend auf mich nieder,
Und ich — o sieh! bin auch schon da;

Kann dich gehüllt im Strahlenmantel sehen,
Herauf den schönen blauen Pfad
In voller Herrlichkeit des Himmels gehen,
Womit dich Gott bekleidet hat;

Kann, wie durch deines großen Schöpfers Milde
Du Leben um dich spreitest, sehn;
Sehn, wie die jüngst entschlummerten Gefilde
Bei deinem Anblick lächelnd stehn;

Kann, so wie du, mit liebevollem Blicke
Auf Gottes schöner Schöpfung ruhn
Kann auch zu seiner lieben Menschen Glücke
Mein Theilchen heute gleichfalls thun.

Nur so, wie du, ein Segen seiner Erden,
Du großes, wunderbares Licht,
Wie du, voll Himmelskraft, wohlthätig werden,
Dies, liebe Sonne, kann ich nicht.

Doch kann ich deinen guten Schöpfer oben,
Den großen Quell von deinem Licht,
Mit dieser meiner Menschenseele loben;
Und dies, o Sonne! kannst du nicht.

Daß ich dies kann, — o! es ist Himmelswonne!
Ich tausch' um allen deinen Glanz,
Um deine Herrlichkeit, du große Sonne!
Nicht einen Strahl aus meinem Kranz.

Karoline Rudolphi.

Das Nordlicht.

Ach, welch ein Glanz im blauen Sterngefilde!
Willkommen, lieblich's Rosenlicht,
Am späten Abendhimmel! Wie so milde
Dein Blick die schauerlichen Wolken bricht!

Willkommen aus des Nordpols kalten Zonen,
Aus Grönlands todtenlanger Nacht,
Auch uns, die wir im mildern Lichte wohnen,
Uns, welchen freundlicher die Sonne lacht!

Der Aberglaube sieht in deinen Strahlen,
Die mild von Osten bis zum West
Mit Rosenglanz den blauen Aether mahlen,
Krieg, Ueberschwemmung, Hunger, Pest;

Ich aber weide mich an deiner Schöne,
An deiner wundervollen Pracht,
Und ruf' aus meiner Leier neue Töne,
Und singe, bis der Morgenstern erwacht.

Karoline Rudolphi.

Der leichtsinnige Knabe,

ein Schauspiel für Kinder.

Personen.

Herr Güldberg.
Lore, Güldberg's Tochter.
Ludwig, Güldberg's zehnjähriger Sohn.
Wilhelm, Güldberg's Neffe, der von ihm erzogen wird; eine Waise von gleichem Alter.
Luise, } zwei kleine Mädchen, die bei Loren zum
Jettchen, } Besuch kommen.
Jonas, ein Bergmannsknabe und kleiner Spielmann, ungefähr acht Jahr alt.

Erster Auftritt.

Ludwig und Wilhelm.

Wilhelm (am Tische sitzend und schreibend).

Nun, lieber Ludwig, wirst du die ganze Stunde mit Spielen hinbringen?

Ludwig (herumhüpfend).

Nur noch ein klein Bißchen!

Wilhelm.

Aber du bedenkst nicht, daß wir um vier Uhr unserm lieben Herrn Trautmann die Uebersetzung bringen sollen.

Ludwig.

Nur noch ein klein Bißchen!

Wilhelm.

Der gute Mann! Er kann sich so freuen, wenn wir unsere Sachen gut gemacht haben!

Ludwig (noch immer herumspringend).

O, nur noch ein klein Bißchen!

Wilhelm.

Da schlägts schon drei Viertel; ich habe nur noch einen Strich zu thun, so bin ich fertig. Da!

Ludwig (läuft zum Schreibzeuge).

O weh mir! Schon drei Viertel? Wie kann ich nun noch fertig werden!

Wilhelm.

Sagte ich es dir nicht?

Ludwig.

Nun, ich will so geschwind machen, als ich nur kann; vielleicht werde ich doch noch fertig. — Sieh! Schon drei Zeilen! Juchhei! Das geht fix! (Springt bei diesen Worten auf, wirft das Dintenfaß um, und besudelt das ganze Blatt.) O weh mir armen Koridon! Was habe ich gemacht!

Wilhelm.

Du bist doch recht unbesonnen, Ludwig!

Ludwig.

Ich habe es wirklich nicht mit Fleiß gethan.

Wilhelm.

Mit Fleiß? Wer denkt daran? Kann man so was auch mit Fleiß thun? — Aber doch aus Leichtsinn, lieber Ludwig; aus Unbesonnenheit! Du weißt, das ist dein gewöhnlicher Fehler.

Ludwig.

Nun, ich will geschwind wieder anfangen; es soll doch noch wol gehn. (Schreibt wieder einige Zeilen; wackelt darauf mit dem Stuhle, indem er sich auf ein Wort besinnt, und schlägt rücklings über.) Au!

Wilhelm.

Wieder was Neues! Ludwig, Ludwig, da hättest du den Hals brechen können!

Ludwig.

Der verzweifelte Stuhl!

Wilhelm.

Der verzweifelte Leichtsinn und der arme Stuhl! solltest du sagen. Sieh! die Lehne ist zerbrochen. Das wird Mutter auch keine Freude machen.

Ludwig.

Ich bin ein armer Junge. — Und was wird nun aus meiner Uebersetzung werden? Lieber, bester Wilhelm! Du mußt mir helfen! mußt mich deine Uebersetzung abschreiben lassen!

Wilhelm.

Abschreiben lassen! Was würde dir das helfen?

Ludwig.

I, daß nur Herr Trautmann nicht unzufrieden wird!

Wilhelm.

Meinst du, daß er es nicht merken würde? Und wenn er es nicht merkte, dürften wir es ihm wol verschweigen? Fi! Das wäre ja Betrug.

Ludwig (weinend).

Aber was soll ich denn nun machen? — Was wird Herr Trautmann sagen, wenn du deine Uebersetzung bringst, und ich keine?

Wilhelm.

Sieh, Freund, Alles, was ich thun kann, ist, daß ich in Herrn Trautmann's Augen nicht besser sein will, als du. Da! (er zerreißt seine eigne Uebersetzung.) Nun wollen wir hinaufgehn, und dem lieben Manne freimüthig sagen, daß wir heute faul gewesen sind, daß wir aber dafür morgen doppelt fleißig sein wollen.

Ludwig.

Bist doch ein guter Junge, Wilhelm! (ihn streichelnd.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen und Lore.

Lore.

Lieber Wilhelm, Herr Trautmann will so gut sein und dir erlauben, daß du hier unten bleibest. Luise und Jettchen kommen zu mir, und da sollst du uns Gesellschaft leisten.

Ludwig.

Und für mich hast du nicht gebeten?

Lore.

Nein, Ludwig.

Ludwig.

Und ich bin doch dein Bruder, und der nur dein Vetter!

Lore.

Schlimm genug, daß der Bruder es danach macht, daß man ihn nicht eben so lieb, als den Vetter, haben kann!

Ludwig.

Was habe ich dir denn gethan?

Lore.

Mir möchtest du thun, was du wolltest; wenn du nur dir selbst nicht so sehr schadetest, indem du machst, daß kein Mensch mehr Freude an dir hat.

Ludwig.

Was thue ich denn?

Lore.

Was du thust? Nichts mit Bedacht, Alles aus Leichtsinn, Alles aus Unbesonnenheit! Kaum bist du ins Zimmer getreten, so kann man darauf wetten, daß etwas Unangenehmes vorfallen wird! Bald wird etwas zerbrochen, bald etwas zerrissen, bald etwas beschmutzt; bald

lärmst du, daß Einem die Ohren gellen, bald verderbst du uns unsere Spiele, bald fängst du gar an zu zanken. Alle unsere kleinen Freunde scheuen sich deßwegen vor unserm Hause, und es ist ein rechtes Wunder, daß Luise und Jettchen heute zu uns kommen wollen. Nicht wahr, Wilhelm, er wird kein guter Mensch werden, wenn er so fortfährt?

Wilhelm.

Wir wollen hoffen, daß er sich bessern werde. Nicht wahr, Ludwig, du willst nicht so unbesonnen sein?

Ludwig.

Nein, nie wieder!

Wilhelm.

Nun, liebes Lorchen, so vergiß seine bisherige Aufführung! Ich will mit ihm zu Herrn Trautmann gehen, und bitten, daß es ihm auch erlaubt sein möge, unten zu bleiben. Er wird sich gewiß gut aufführen; ich stehe für ihn. (Geht mit Ludwig ab.)

Lore.

Ich wünsche, daß du wahr sagest.

Dritter Auftritt.

Lore (allein).

Der Wilhelm ist doch ein guter Junge! — Möchte Ludwig doch auch so werden! (Sie setzt die Stühle zurecht, wischt den Tisch ab, und liest kleine Papierstückchen auf, die auf dem Boden liegen.) Nun ist doch wol Alles ordentlich? — Ich meine, ja. — (Es wird angeklopft, sie springt nach der Thüre.)

Vierter Auftritt.

Lore, Luise und Jettchen.

Lore.

Ah! Willkommen, liebes Luischen! Willkommen, liebes Jettchen! (Sie umarmen einander).

Luise.

Ist mir doch, als wenn ich dich in einem Jahre nicht gesehen hätte!

Jettchen.

Es ist auch lange genug! Gewiß beinahe drei Wochen.

Lore.

Wenigstens fehlt nicht viel daran; vergangenen Sonntag waren es gerade vierzehn Tage, daß ich bei euch war.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Wilhelm und Ludwig.

(Wilhelm begrüßt die Fremden anständig, Ludwig kommt singend und springend herein, und hüpft, ohne auf die fremden Kinder Acht zu haben, auf den Stuhl, der neben seiner Schwester steht.)

Ludwig (singend).

Heißa, lustig! ich bin Hans,
Du bist meine Hanne!

(Er versucht, seiner Schwester auf die Schultern zu springen, drückt sie nieder, und fällt selbst vom Stuhl auf sie herab.)

Wilhelm.

Ludwig, Ludwig! Was machst du nun wieder?

(Alle springen zu, um Loren wieder aufzuhelfen.)

Ludwig.

Eine Kleinigkeit! (Dreht sich auf einem Beine um, und fängt wieder an zu hüpfen).

Luise.

Wir beklagen dich, armes Lorchen. Hast doch keinen Schaden gekriegt?

Lore.

Ich denke nicht. Verzeiht, liebe Kinder, daß ihr so was habt ansehen müssen! Ich kann, wie ihr seht, nicht dafür.

Jettchen (sie streichelnd).

Wenns dir nur nicht weh gethan hat!

Lore.

Es ist schon vorüber; setzt euch, meine Lieben.

(Wilhelm setzt Jeder einen Stuhl.)

Luise.

Bemühen Sie sich doch nicht.

Wilhelm.

Gar keine Bemühung!

Lore.

Ach! Wilhelm thut's gern. (Sie reicht ihm die Hand.) Ich wollte, mein Bruder lernte ihm etwas von seiner Gefälligkeit ab.

Ludwig.

O, ich will heute der gefälligste Mensch unter der Sonne sein! Sollst nur sehen! (Eine Magd bringt eine Kanne voll Milch, eine Zuckerdose und Tassen.) Ich will zum Beispiel gleich einschenken.

Lore.

Damit wieder was zerbrochen werde! Daß überlaß mir. (Sie schenkt ein, und reicht die Zuckerdose herum.) Wer von euch trinkt mit Zucker?

Luise.

Wir danken; wir sind gewohnt, ohne Zucker zu trinken.

Ludwig.

So will ich für euch mitnehmen. (Er greift in die Schachtel, und nimmt ein Stück über das andere heraus, daß ihm endlich die Schwester die Schachtel wegnehmen muß.)

Lore.

Schämst du dich nicht, Ludwig? —

Ludwig.

Ich that's nur des Spaßes wegen. Sieh, daß es mir nicht darum zu thun ist — (Er gießt seine halb ausgetrunkene Tasse mit dem übrigen Zucker wieder in die Kanne, und geht so ungeschickt dabei zu Werke, daß die Kanne umfällt, und die Milch auf Jettchens Kleid verschüttet wird.)

Jettchen.

Daß Gott! — Was wird Mutter sagen, wenn ich so zu Hause komme! Was fangen wir nun an?

Lore.

O, über den Menschen! (zu Ludwig.) Was stehst du? Geschwind ein Glas Wasser! (Ehe Ludwig sich von der Stelle bewegt, ist Wilhelm schon hinausgesprungen.)

Luise.

Ich habe immer gehört, das Beste wäre, es mit einem reinen Tuche zu trocknen. Hier ist mein weißes Schnupftuch. — (Sie treten zu Jettchen; Luise hält, und Lore reibt; indeß setzt sich Ludwig an den Tisch, und trinkt, als wenn nichts vorgefallen wäre. Wilhelm kommt mit einem Glase Wasser.) Wir brauchen kein Wasser, lieber Wilhelm! Indeß danken wir. Am Ende ist's Zitz, der läßt sich wieder auswaschen.

Lore.

Es geht recht gut heraus. Siehst du, Luischen, ich glaube kaum, daß man etwas bemerkt — (Sie hälts ihr vor.)

Luise.

Nein; wenn ichs nicht vorher wüßte.

Jettchen.

O, das ist gut! Ich bin ganz erschrocken gewesen. Mutter hat so viel Geld für das Kleid hingeben müssen.

Lore.

Nun setzt euch wieder, Kinder! und du (zu Ludwig) bleib uns weit genug vom Leibe. (Sie will einschenken, findet aber die Kanne leer; sie sieht Ludwig an). Nun, das ist doch auch so unhöflich, als man sich nur in der Welt etwas vorstellen kann! (Zu den Andern) Könnt ihr denken, daß er unterdeß die ganze Kanne ausgetrunken hat? (Wilhelm wirft einen unwilligen Blick auf Ludwig, und geht hinaus.)

Luise.

Laß es gut sein, Lorchen! Ich trinke keinen Tropfen mehr.

Jettchen.

Und mir hat der Schrecken die Lust benommen.

Lore.

Aber nun; was fangen wir denn an? Wollen wir nicht ein Bißchen spielen?

Luise.

Meinethalben; aber was?

Ludwig.

O, ich weiß herrliche Spiele! Blindekuh, — Sieh dich nicht um, der Wolf geht um — Wie — —

Luise.

Mit Ihnen zu spielen, müssen wir verbitten.

Ludwig.

I, warum denn?

Luise.

Weil uns unsere Arme und Beine, unsere Nasen und Augen zu lieb sind.

Lore.

Ach! da kommt unser Wilhelm wieder — der soll sagen, was wir spielen wollen.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen und Wilhelm.

Luise.

Gut, lieber Wilhelm, daß Sie kommen! Sie sollen uns ein Spiel angeben.

Wilhelm.

Ich habe draußen einen kleinen Spielmann stehen; wollen Sie, so soll er uns etwas vorsingen, oder zu einem Tänzchen aufspielen.

Lore.

Einen kleinen Spielmann? Einen kleinen Spielmann? Wer ist er denn?

Luise.

Allerliebst! Das muß wahr sein! Wilhelm weiß seine Gesellschaft vortrefflich zu unterhalten.

Jettchen.

Ach! Singen und Tanzen ist mein Leben!

Wilhelm.

Wir verdienen dazu einen Gotteslohn. Es ist ein armer kleiner Bergmann mit einer Geige. Ich gebe ihm einen Groschen, den ich erspart habe, und er hat mir versprochen, eine Stunde dafür zu spielen.

Luise.

Nein! nein! wir legen zusammen.

Jettchen.

Ja, wir legen zusammen.

Wilhelm.

Nun, darf ich ihn hereinbringen?

Lore.

Freilich, guter Wilhelm! Wo hast du ihn?

Wilhelm.

Draußen vor der Thür. (Er geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen.

(Eine Magd bringt einen Teller mit Kuchen. Ludwig will ihn ihr aus der Hand nehmen, wird aber von Loren daran gehindert.)

Ludwig.

Nun, ich wollte ihn nur zerschneiden!

Lore.

Ich will schon dafür sorgen; es möchte damit gehen, wie mit der Milch. (Sie schneidet ihn in Stückchen, und reicht ihn herum.)

Ludwig

(nachdem Alle genommen, und noch ein Stückchen übrig bleibt.)

Wer soll denn das haben?

Lore.

Sollten wir denn unserm guten Wilhelm nichts aufheben?

Jettchen.

Eher wollte ich selbst mein Stück wieder zurückgeben.

Luise.

Und ich das meinige.

Achter Auftritt.

Die Vorigen, Wilhelm, Jonas, der eine Geige unter dem Arme hat.

Wilhelm.

Da bringe ich meinen Spielmann.

Lore.

Wo bist du her, mein Kind?

Jonas.

Von J'han Gürgenstadt im Aerzkebürg.

Luise.

Hast du denn noch Aeltern?

Jonas.

De Mother läbt nömmer, ober'n Vohter hob iech nah.

Jettchen.

Und warum kommst du denn so weit her?

Jonas.

Je, mei armer Vohter is staarblind; her kah nischt meh erwärbe. Do giehe mer nu rüm, und iech muß'n durch mei Bissel Fiddeln Brud schoffen.

Lore.

Nun, willst du denn etwas hören lassen?

Jonas.

Warum net? Iech spiel rächt härzlich gärn fer su hübschen Mummesellchen und Musjehs; mei Spielen bedet nur net viel.

Wilhelm.

Spiele, so gut du kannst! Für uns wirst du immer gut genug spielen. (Jonas stimmt die Geige, Jettchen reicht unterdeß Wilhelm den Teller mit dem übrigen Kuchen. Er dankt ihr, und behält den Teller in der Hand. Jonas geigt erst allein die Melodie eines Liedchens; dann singt er es dazu.) Nu, Glück auf!

Iech bin än armer Bärgma' Gunge
Und hob g'wiß net zu beißen viel;
Doch hob iech äne frische Lunge
Und do mei kläner Geigenspiel.
Singen und Spielen erquickt wul das Läben,
Doch sul's mich äch ä Bissel erfreun,

Se müßt ihr mer was zu brocken gäben,
Denn Bug'n und Kehl wüll'n geschmieret sein.

Wilhelm.

Aha! armer Schelm; ich merke, du bist hungrig. Warte! Warte! da hast du mein Stückchen Kuchen!

Jonas.

Nä, nä, mei schüner junger Härr! her ißt wul selberst; ä Bissel Salz und Brud thut's ah.

Wilhelm.

Du sollst aber; das kann ich auch so gut, als du, essen.

Jonas.

Nu, so sog jech'm schün Dank. Ober iech wärd's itzt net assen, sundern's men armen Vohter mietnämme: fer ihn kömmt net leichtling ä su guter Bissen.

Lore.

Für deinen armen Vater? Schade, daß ich mein Stück schon aufgegessen habe!

Luise.

Warum ist er doch nicht ein Bißchen eher gekommen!

Jettchen.

Ich habe noch die Hälfte von meinem; da, bringe das deinem armen Vater auch mit.

Jonas.

O nä d'ch, nä d'ch! — beholt Si's, schüne Mumsell! Her hot an än Stückel schu genug. — Mer ißt sulche Leckerbisla net, daß mer sich dra sot ißt.

Jettchen.

Iß denn lieber dies selbst auf.

Jonas.

Nä, nä; sul iechs gu nämme, su lass'n Sie mers immer lieber in mei Schnupftüchel wickle, und met hehm nämme. (Er sucht.) — Je, vertrackt! hob iech doch ka's in mei Kittel; gäben Sie mer ner ä Papierl?

Lore.

Ich will dir ein reines Tüchelchen suchen; wir wollen den Kuchen indeß ins Fenster setzen.

Jonas.

Ae rächt, ä rächt, mei hübsch Mumsellchen! Jtzt bin ichs Fiddelns, und nets Essens wägen do.

Wilhelm.

Nun, was willst du uns denn nun zum Besten geben?

Jonas.

Je nu, wull'n Sie epper na ä Liedl hoben? Jech ka ä vurnehms. Es klapt zwor net su fei, wie unsere Bärgknappenliedlä, ober's is, gläb iech, doch gut gemähnt. (Er geigt und singt wechselsweise.)

Ich fahr' in tiefe Schachten ein,
Wovor das Herz dir bebt,
Indem mein Arm durch Erz und Stein
Mir tiefre Wege gräbt;

Und fürchte nicht den nahen Tod,
Den jedes Element
Mir tief im finstern Abgrund droht,
Wo nur mein Lämpchen brennt;

Nicht dieses schroffen Felsens Wut,
Der auf mich nieder hängt,
Nicht diese wilde Wasserflut,
Die sich durch Felsen drängt;

Auch nicht das Feuer, welches hier
In blauen Flammen raucht,
Und selbst das Gift nicht, das nach mir
Des Todes Odem haucht.

Kühn reiß' ich diesem Erdengrund
Die harten Adern auf,
Und bring' aus tiefem, finstern Schlund
Der Erde Mark herauf.

Und von dem Silber, von dem Gold,
Das, ach! durch meinen Schweiß
Die Erde ihren Herren zollt,
O, was gewinnt mein Fleiß?

Oft kranke Glieder, und zur Noth
Den schweren Bettelstab,
Ein Bißchen Salz und trocken Brot,
Und meist ein frühes Grab.

(Die Kinder hören weichherzig zu, treten immer näher, und trocknen sich die Augen. Ludwig springt unterdeß herum, kommt zu dem Kuchen, und ißt ihn auf.)

Wilhelm (ergreift Jonas bei der Hand).
Armer Kleiner! du bist also wol recht unglücklich?

Lore.
Das häßliche Geld; das macht alles Unheil!

Jonas.
Ah nä! Mer kähft gu Alles dermiet; und wenns ödle Bärgwärk net wär, su hätt'n mer gu net zu läben. 'S is freilich wul viel von dem wohr, was's Liedl sogt; ober je nu, wenn mer halter ner Brud hot, so hungert mer doch net; is mer krank, su sorgt der liebe Gott äh fer unser än, und is mer tudt, su braucht mer nischt mer, als ä Bissel Aerd, und das find mer überall.

Lore.
Guter Junge! du bist also mit deinem Zustande zufrieden?

Jonas.

Je warum net? Wenn iech mei ohlten Vohter nur noch ä Zeit lang beholt, su ist Alles schu gut. — Sal iech epper nach ä Stück'l ufstreich'n?

Wilhelm.

Ich dächte nicht, wenns Ihnen so gefällig wäre; der arme Schelm wird gern sonst noch was verdienen wollen. (Er sucht seinen Groschen.)

Luise.

Das meine ich auch; aber wir müssen Alle für ihn zusammenschießen. Hier, lieber Wilhelm, ist mein Groschen!

Jettchen.

Und hier meiner!

Lore.

Da, Wilhelm, sind zwei Groschen! Behalt den deinigen.

Wilhelm.

Nein, das Vergnügen lasse ich mir nicht nehmen. (Er nimmt Alles zusammen und giebts Jonas.)

Jonas.

Nä, das is ze viel! das is ze viel! Her hot mer ner ä Gruschen versproch'n, mei liebes junges Härrl!

Wilhelm.

Nimm, nimm! Es macht uns Freude, daß wir dir etwas mehr geben können.

Jonas.

Se segn's Ihnen der liebe Gott. (Zu Loren.) Ober se wulten gu der Güte sein, und mer ä Bissel Papierl zum Strizel gäbe, das Sie mer verehrt hoben.

Lore.

Bald hätt' ichs vergessen. — — (Sie geht an eine kleine Kommode und nimmt ein Schnupftuch heraus.) Da! es ist ein Bißchen dünne; dazu aber wirds wol gut genug sein.

Jonas.

Nä, nä! 's ist viel ze gut; dos dorf iech net nämme.

Lore.

Nimm, nimm nur! Meine Mutter hat mir erlaubt, es zu verschenken.

Jonas.

Nu, se vergält's Gott! vergält's Gott! (Er geht ans Fenster, um den Kuchen zu holen, und legt seine Geige indeß auf die Erde.)

Lore.

Wart', ich will dir helfen einpacken.

Jonas (traurig).

'S is nischt mehr do!

Lore.

Nun, was ist das? Ludwig, Ludwig, gewiß hast —

Ludwig (betroffen).

Ja, ich habe es in Gedanken aufgegessen. — Ich dachte nicht daran, daß es für ihn sein sollte.

Lore.

O über den Menschen! Fi, Bruder, wie kannst du —

Jonas.

Sei se ner net büs, mei hübsches Günferle! 'S wil nischt sogen. Jech bildete mer ner äne Fröd ei, ma's armen Vohters wägen.

Wilhelm (äußerst unwillig).

Daß ich Narr doch für ihn bitten mußte! — Liebstes Lorchen — leihen Sie mir —

Lore

(zieht ihr Beutelchen heraus; eben das thun auch Luise und Lettchen).

Ich hatt' es mir schon vorgenommen; da!

Luise.

Und dies! —

Jettchen.

Und dies noch — (Jede giebt Wilhelm ein Geldstück in die Hand, und Wilhelm reicht Alles Jonas.)

Wilhelm.

Da nimm, und kaufe ein ander Stück Kuchen, um deinen Vater zu erfreuen.

Jonas.

Gruhßer Gott, gruhßer Gott! dus is go ze viel!

Wilhelm

(reicht ihm wehmüthig die Hand).

Ach, daß ich dir nicht auch etwas geben kann! Aber — ich bin eine Waise, und lebe von fremden Wohlthaten; — meinen Groschen hast du.

Jonas.

Ach! mei härzliebster gunger Härrl! — Hot her mich nit dohär gebracht? Jech wullt, her nähm sen Gruschen wieder!

Wilhelm.

Betrübe mich nicht, und — geh!

Jonas (faltet die Hände).

Nu! se erhalt' Sie Gott gesund, und laß se fei gruhß warden.

Ludwig (der eine Weile nachgedacht hatte).

Warte, warte ein Bißchen! ich muß dir auch was holen! (Er läuft, indem er dieses sagt, nach der Thür, springt aus Unvorsichtigkeit auf die Geige, die noch auf dem Boden liegt, und tritt sie in Stücken.) O weh! (Läuft erschrocken zur Thür hinaus.)

Jonas

(der sich nach seiner Geige umsieht).

Je, dos Gott erbarm! dos Gott erbarm! Jech bin verloren! Jech bin ganz rugenirt!

(Die Kinder drücken ihr Erschrecken und ihre Betrübniß aus.)

Jonas.

O jemine! Mei ganz Bissel Reichthum — womit iech mich und mei armen Vohter ernährte — da sähn Sie ämohl mei klä's Geigel — 's in Stücken: O je, mei armer Vohter! o iech armer Schelm! (Er schluchzt und ringt die Hände.)

Lore.

O, der böse Bube! — In der That — ich weiß nicht — ich habe nichts mehr! — Wenn ich nur zu meiner Sparbüchse könnte. — Lieber Wilhelm! —

Luise.

Ich habe noch ein paar Groschen bei mir; hier!

Jonas (noch immer weinend).

Ah, wul gut und Dankes währt; ob'r davur ka iech na kän Geig kafen. — O mei armer Vohter! — der hotte se schu über funfzehn Gahr gehot —

Jettchen.

Da — Alles, was ich bei mir habe! (Sie schüttelt ihr Beutelchen aus, worin aber nur etwas kleine Münze ist.)

Lore (geht nach ihrem Nähepulte).

Hier ist mein silberner Fingerhut! Geh, armer Mensch, und verkaufe ihn; einer von Messing vertritt bei mir auch die Stelle.

Wilhelm.

Warte, Freund! ich will dir auf einmahl helfen. (Er bückt sich, macht seine silbernen Schuhschnallen aus und giebt sie ihm.) Ich habe noch ein Paar tombackene. — Dafür kriegst du gewiß ein paar Thaler; sie sind noch von meinem seligen Pathen. (Lore hält ihm den Fingerhut und Wilhelm die Schuhschnallen vor: er aber weigert sich, sie anzunehmen.)

Jonas.

'S giht net! iech därf net! Mei Vohter gläbte, iech hätt' gemaust, wovur mich unser Herrgott bewohr!

Lore.

Du mußt — meinen Fingerhut!

Wilhelm.

Meine Schnallen — du wirst mich böse machen. — Nimm, nimm —

Lore.

Ja, wo du nicht nimmst —

Jonas.

Se muß iech — ach! — du gruhßer Gott! Se sul iech Sie nu um's Ihrige bringe?

Wilhelm.

Sei du unbekümmert! Gott kann mir mehr, als die Kleinigkeit, wieder geben, Du und dein Vater, ihr braucht Brot; mir gab er es reichlich, und ich habe keinen Vater zu ernähren.

Lore.

Geh nur, geh, daß du zu deinem Vater kommst.

Jonas.

Se nämme Sie wen'gstens Ihr Fingerhütl wieder!

Lore.

Nichts, nichts, nichts!

Luise.

Vielleicht kommst du auch an unser Haus, da will ich deiner auch schon gedenken.

Jettchen.

Ja, wir wohnen in der Peterstraße.

Jonas.

Ach! Se gute härzle Leutl schicken miech zähn Mahl unruhiger wag, als iech gekumme bi — hätt' iech ner mei Geig ganz beholten, nimmer — nimmer hätt' ichs genumme.

Wilhelm.

O, du quälst uns! Geh nur diesmahl! Unser Vater möchte kommen.

Jonas.

Su? Ihr Härr Vohter? — un dän erworten Sie nu itzt?

Lore.

Geh, geh!

Jonas (geht weinend ab).

Ach! — ach! se sul ichs nu nämme? Ob'r wenn sie epper Verdruß drüber hätten — die goldigen, lieben gungen Härzen!

Neunter Auftritt.

Lore, Luise, Jettchen, Wilhelm.

Luise.

Wie bedaure ich Sie um ihre Schuhschnallen!

Jettchen.

Sie geben uns ein gutes Beispiel —

Wilhelm.

O', das hat mir unser Lorchen gegeben.

Lore.

Gewiß, Vetterchen, wenn ich dich nicht recht schwesterlich liebte, so wäre ich nicht werth, einen solchen Vetter zu haben. Du hast mich durch dein Beispiel schon viel besser gemacht, als ich vorher war, ehe dich mein Vater zu uns nahm.

Wilhelm (hält ihr den Mund zu).

Fi, Lorchen! du beschämst mich! — Aber müssen wir nicht dem Vetter sagen, wie sich Ludwig heute wieder betragen hat? Er machts doch gar zu arg!

Lore.

Ich weiß nicht — er wird sich so sehr darüber kränken — Ah! da ist er selbst —

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen, Güldberg, Jonas.

(Die Kinder treten ein wenig betroffen auf ein Häufchen; Lore und Wilhelm sehen den kleinen Jonas unwillig an.)

Güldberg (zu den beiden fremden Kindern).

Ah! willkommen, meine Lieben! Wie gehts? Besuchen Sie einmahl meine Kinder? Wie befinden sich Ihre lieben Aeltern?

Luise.

Recht wohl, Herr Güldberg.

Jettchen.

Und lassen Ihnen viele Grüße sagen.

Güldberg.

Da ist mir vor dem Hause der kleine Bergmann angelaufen, und will nicht ablassen, mit mir zu sprechen. Ich weiß nicht, was er haben will. — (Zu dem Knaben) Nun, Kleiner, was ist denn dein Anbringen?

Jonas (zu Loren und Wilhelm).

Ah, mei härzige liebe kläne Herrschaft, vergäb Sie mers um Gottes willen! Jech ka' es ober net verschweigen, un's wär wul äne Sünd, wenn iechs wider Wissen und Willen Ihres Härrn Vohters behielt. Jech wahs schu, Kinner hoben nischt wegzugäben.

Güldberg.

Was habt ihr denn mit ihm gehabt?

Jonas.

Ah! nischt Büs's, ner ze gut! — Das liebe Härrl do ruft miech von der Gaß her, doß iech durch ä Bissel Fiddeln die Ahnern erlustriren sul. Do wor nah än ahnrer Musjeh, ober keen su guter Musjeh —

Güldberg.

Er meint gewiß Ludwig?

Jonas.

Nähm's der Härr doch jo net ibel, daß iechs sog; ob'r wer ka nu anners? Jech spiel uf, was iech ka; nu de gunge Herrschaft is äh se gut un giebt mer ä Stückele Kuchen, ä Tüchl, 's nein zu wickele, un nä ā ganz Pfötl vul Gald; wie viel wäs iech net.

Güldberg.

Nun!

Jonas.

Nu, da kümmt de ahnre Musjeh, der net su gut is, un ißt mer'n Kuchen uf, dän iech mei armen staarblinden Vohter mitbringen wult. Doch das möcht sei; ob'r do iechs Geigl uf den Buden gelegt hob, wil her nauslaufen un tritt mer's in kleine Stückchen enzwei.

Güldberg (zu Loren und Wilhelm).

Ist das wahr, Kinder? (Beide schlagen die Augen nieder und schweigen.)

Jonas.

Der Musjeh hot's net gern gethan, gläb iech; wul'n net büs uf'n wärden. —

Güldberg.

Es soll dir gutgethan werden, mein Sohn! Bist du fertig?

Jonas.

Na net, lieber Härr! Höre Sie ner! — Jech steh in Todesangst, und do de liebe klän Herrschaft — o die gute Härzenspüpple! — se hoben net su viel, mer mei Schoden gut ze thun — do giebt mer das schüne Güngferle hier ihr silbern Fingerhütl, und das gute Härrl seine silbern Schuhschnallen. Ober nä, dos ka iech net übers Härz bringe — mei Vohter dächt wul gor, iech hätt's gestulen! Jech hürte, daß ihr Papa hämkummen sulte, un gläbte, daß iechs ihm sogen müßt; denn iech

wäs schu, doß Kinner uhne's Vohters Erläbniß nischt wegzugeben hoben. Nä, Gott bewohr miech! Hob iech schun käne Geig mehr — o mei Geig! un mei armer Vohter!

Güldberg.

Gott! — Ich weiß nicht — soll ich dich, oder soll ich euch, meine guten Kinder, zuerst umarmen? — Doch dich — dich zuerst, redliche Seele! — Komm näher an mein Herz! — Aeußerste Armuth, äußerste Versuchung — und doch so ehrlich — (Er umarmt ihn.)

Jonas.

Is es denn suen Wunder, rächt zu thun? Der liebe Gott wils jo su hoben. Nä, »unrecht Brud gedeit net,« hot mer immer mei Vohter und Mother vorgeprädigt; un wenn Sie anners se gut sein wullen, se kennen Sie mer än anners Geigel kähfen, do is där Schoden geheilt. — Do sind die Schuhschnallen un's Fingerhüthl wieder!

Güldberg.

Weißt du was, junger Freund! bleib bei uns! Du sollst hier meinem Wilhelm zur Hand sein; wir wollen dann schon weiter sehen.

Jonas.

Ah! dem Engel do? — O! — iech erstick vär Fräd. (Er springt nach Wilhelms Hand, um sie zu küssen. — Traurig.) Ober nä! — iech müßt mei armen Vohter allähn lossen; nä — wovon sult her läben? Jech sult vul ahf hoben, un er hungern? Nä, 's giht net!

Güldberg.

Guter Knabe! wer ist dein Vater?

Jonas.

Ae'n olter stockblinner Bärgma, den iech durch mei Geigen ernähre. Freilich ists net viehl mehr, als ä Bißl Brud un ä Kukähs, ober der liebe Gott giebt immer

fer än Tog genug, un fer'n nächsten sorgen wir net; do sorgt är wieder.

Güldberg.

Nun, ich will deinen Vater auch versorgen, und wenn er Lust hat, ihn ins Spital kaufen, wo er einer guten Pflege genießen wird.

Jonas

(mit einem lauten Freudengeschrei — läuft wie außer sich umher).

Oh — oh — dos Gott erbarm! dos Gott erbarm! Mei armer Vohter! — nä, su äne Fräd wird her net überläben — nä, iech kah net länger bleib'n — iech muß'n hulen, iech muß'n herbringen — O—h der härze liebe Vohter! O—h! (Läuft fort.)

Güldberg

(trocknet sich die Augen, und den Kindern sieht man Thränen über die Wangen rollen).

O meine Kinder! Welch ein glücklicher Tag für uns! Euch verdank' ich diese Freude. (Er setzt sich.) Kommt, kommt in meine Arme! (Alle hängen sich an ihn, und es herrscht eine rührende Stille.) Du, lieber Wilhelm (indem er ihm die Hand an die Backe legt, die Wilhelm feurig küßt) bist von heute an mein Sohn, mein wahrer Sohn! Du bist es werth, in meinem Herzen und in meiner Fürsorge einerlei Platz mit meinen andern Kindern zu haben. Du sollst ihn haben, mein Sohn! (Er umarmt Wilhelm von neuen, der sprachlos an seinem Halse hängen bleibt.) — O, wäre doch mein Ludwig erst, wie du! — Wo ist er denn, der leichtsinnige Junge?

Lore.

Da er die Unvorsichtigkeit beging, die Geige zu zertreten, lief er erschrocken zur Thür hinaus.

Luise.

Da kommt er!

Elfter Auftritt.

Die Vorigen, Ludwig.

(Ludwig tritt mit niedergeschlagenen Augen herein, und hat eine abgeschnittene goldene Tresse in der Hand. Er sieht sich nach Jonas um; da er die andern Kinder in den Armen seines Vaters erblickt, bleibt er beschämt stehen.)

Güldberg.

Warum kommst du nicht näher, Ludwig?

Ludwig.

Ich kann nicht — lieber Vater.

Güldberg.

Warum nicht?

Ludwig.

Weil ich nicht verdiene, von Ihnen geliebt zu werden, wie die Andern.

Güldberg.

Sagt dir das dein Herz? (Ludwig weint.) Komm zu mir! Ich weiß, was du gethan hast.

Ludwig.

Nein, — Sie können nicht Alles wissen — sonst würden Sie ja so gütig nicht mit mir sprechen. Ich habe Strafe verdient; strafen Sie mich, lieber Vater!

Güldberg.

Weßwegen?

Ludwig

(kann anfangs vor Weinen nicht reden).

Ich — will Ihnen selbst Alles sagen. — Erst bin ich immer herumgesprungen, da ich die Uebersetzung machen sollte, und da wurde ich nicht fertig damit. — Wilhelm war so gut, seine Uebersetzung zu zerreißen, weil er nicht besser scheinen wollte, als ich —

Güldberg (streichelt Wilhelm).

Guter Junge!

Ludwig.

Da bat er Herrn Trautmann, daß er mir auch erlauben möchte, unten zu sein, und sagte, ich würde mich heute gewiß gut aufführen. — Da wir aber herunter kamen, sprang ich auf den Stuhl, und riß Schwester Loren nieder, daß wir Beide auf die Erde fielen.

Güldberg.

Davon habe ich ja nichts gehört!

Ludwig.

Ach! es ist noch nicht Alles! Nachher begoß ich Jettchen mit einer Tasse Milch, und unterdeß, daß die Andern abtrockneten, dachte ich nicht daran, und trank die übrige Milch aus.

Güldberg.

Und das Alles aus Unbesonnenheit, weil du nicht daran dachtest, daß es unschicklich sei?

Ludwig.

Ja, lieber Vater! — Nachher aß ich den Kuchen auf, den sie dem kleinen Bergmanne gegeben hatten, und da ich hinlaufen wollte, um auch etwas für ihn zu holen, trat ich ihm die Geige entzwei.

Güldberg.

Und was sagt dir denn dein eigenes Herz, indem du Alles überdenkest?

Ludwig (weint wieder heftiger).

A — ach! . .

Güldberg.

Ich bin gewiß, daß du keines von Dem, was du gethan hast, mit Absicht thatest: du bedachtest nur nicht, was du thatest, handeltest leichtsinnig, unbesonnen. Aber wie viel Mißvergnügen hast du dir und Andern dadurch

zugezogen? Und wie viel ärger noch hätte Alles ausfallen können, wenn nicht Glück, oder vielmehr die göttliche Vorsehung, dabei beschäftiget gewesen wäre, größeres Unglück abzuwenden? Deine Schwester und du selbst hättet Schaden an eurer Gesundheit leiden können; der arme Bergmannsknabe und sein alter blinder Vater wären beinahe in Hunger und Elend gerathen; und das durch dich — bedenke einmahl — durch dich! — Merke dir, mein Sohn: kindischer Leichtsinn und Wildheit sind zwar selbst noch keine wirkliche Laster, aber sie können in Laster ausarten, und richten oft eben so viel Unheil an, als diese. Fährst du so fort —

Ludwig.

Nie, nie, bester Vater, will ich wieder so sein!

Güldberg.

Gott gebe, daß dein Vorsatz dauerhaft sei! — Was soll denn die Tresse?

Ludwig.

Ich habe sie von meinem Hute geschnitten, um sie dem armen Bergmannsknaben zu geben. Ich suchte Sie im ganzen Hause, um es Ihnen erst zu sagen, aber ich fand Sie nicht; und ich hatte doch nichts Anders.

Güldberg.

Nun, darüber brauchst du dich am wenigsten zu entschuldigen. — Kommt, liebe Kinder, jetzt wollen wir zu eurer lieben Mutter gehen, und ihr sagen, was heute für ein Festtag für uns ist. Wie bedaure ich dich, Ludwig, daß dein Herz an unserer Freude keinen vollen Antheil nehmen kann!

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Des Morgens im Saatfelde.

Schon reift die Saat des Schnitters Hand entgegen,
Die Aehre neigt sich, schwer von deinem Segen,
Allvater, deiner Unermeßlichkeit!
Ach! wie du giebst, mit welcher, welcher Milde!
So geben, so beglücken, deinem Bilde
So ähnlich sein, welch eine Seligkeit!

Du giebst der offnen Erde dein Gedeihen,
Und winkst dem Landmann, Samen einzustreuen;
Er kommt auf deinen Wink herbei und streut.
Dann strömen deine Wolken Thau und Regen,
Und deine Sonn' ergießt den milden Segen,
Dann keimt der Halm, und schoßt und steht bereit.

Und deine Sonn' erzeuget seine Aehren,
Und deine Wolken träufeln, sie zu nähren,
Daß Mark in ihren vollen Körnern reift.
Die segenschweren Häupter wollen sinken,
Sie wanken taumelnd hin und er, und hwinken
Dem Sä'mann, daß er rasch die Sens' ergreift.

Dann kommt der Mensch, und füllt die weite Scheune.
Er nimmt und sammelt froh, und nennts das Seine,
So stolz und kühn, als hätt' er sichs verschafft.!
Dann kommt der Mensch, und nimmt und ißt, und Stärke
Durchströmt sein Blut, zum Schaffen seiner Werke;
Er nimmt und ißt, und geht einher in Kraft.

Dann kommen deine Vögel, Gott, und nehmen
Aus deinen milden Händen, und beschämen
Den sorgenvollen menschlichen Verstand.

Dann kommen deine Thier', und du giebst Allen,
Und sättigst, was da lebt, mit Wohlgefallen!
Und neues Leben strömt aus deiner Vaterhand.

Ach, wie du giebst, mit welcher, welcher Milde!
So geben, so beglücken, deinem Bilde
So ähnlich sein, welch eine Seligkeit!
O Menschen! Brüder! schon auf dieser Erden,
Schon hier könnt ihr, kann ich Gott ähnlich werden,
Und trinken diesen Kelch der Seligkeit!

Karoline Rudolphi.

Das Pferd und der Esel.

Einst trug auf seinem schmalen Rücken
Ein Esel schwere Last,
Die fähig war, ihn todt zu drücken.

Ein ledig Pferd ging neben ihm. Du hast
Auf deinem Rücken nichts, sprach das geplagte Thier;
Hilf, liebes Pferdchen, hilf! Ich bitte dich, hilf mir!

Was helfen! sagt der Grobian;
Du bist ein fauler Bauch; greif deine Knochen an!
Trag zu!
Ich sterbe, liebes Pferd!
Die Last erdrückt mich; rette mich!
Die Hälfte wär' ein Spiel für dich!
Ich will nicht, sprach das Pferd.
Kurz, unter dem zu schweren Sack
Erlag der Esel. Sack und Pack
Schmiß man sogleich dem Rappen auf,
Des Esels Haut noch oben drauf.

Der Löwe und der Fuchs.

Herr Löwe, sprach ein Fuchs, ich muß
Es dir nur sagen; mein Verdruß
Hat sonst kein Ende:
Der Esel spricht von dir nicht gut.
Er sagt: was ich an dir zu loben fände,
Das wiss' er nicht; dein Heldenmuth
Sei zweifelhaft; auch gebst du keine Proben
Von Großmuth und Gerechtigkeit!
Du würgetest ohn' Unterscheid;
Er könne dich nicht loben.

Ein Weilchen schwieg der Löwe still;
Dann sprach er: Fuchs, er spreche, was er will;
Denn was von mir ein Esel spricht,
Das acht' ich nicht!
Nur Den, der gegen Andre mich zu reizen wagt,
Und Den, der Schmeichelei ins Angesicht mir sagt,
Den hass' ich, kann vor Augen ihn nicht sehen:
Elender, fort! sonst ists um dich geschehen!

Pfeffel.

Johann, der Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder,
Und sang mit unbesorgtem Sinn
Den Tag bei seiner Arbeit hin.

Zu beißen hatt' er oft nur wenig;
Doch war er froher als ein König,
Und seiner hellen Stimme Kraft
Durchdrang die ganze Nachbarschaft.
Man horcht, man fragt: wer singt schon wieder?
Wer ists? Der muntre Seifensieder.

Es wohnte neben diesem an
Ein reicher, fauler, feister Mann,
Der prassend oft die halbe Nacht durchwachte,
Und dann zur Nacht den lichten Morgen machte.
Doch schloß er kaum die müden Augen zu,
So stört' ihn schon in seiner Ruh,
Durch laute, frohe Morgenlieder,
Johann, der muntre Seifensieder!

Drob zürnt der reiche, faule Mann,
Und hebt, wenn Jener singt, voll Unmuth an:
Der Geier hole deine Lieder,
Du Stör-im-Schlaf, du Seifensieder!
Ach, wäre doch, zu meinem Heil,
Der Schlaf hier, wie die Austern, feil!

Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er zum Nachmittage kommen,
Und spricht: Mein lustiger Johann,
Wie geht es euch? wie fangt ihrs an?
Ein Jeder rühmt mir eure Waare!
Sagt, wie viel bringt sie euch im Jahre?

Im Jahre, Herr? Mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Vortheil sei.
So rechn' ich nicht: ein Tag bescheret,

Was der, der auf ihn folgt, verzehret.
Das kommt im Jahr (ich weiß die Zahl)
Drei hundert fünf und sechzig mahl.

Schon recht; doch könnt ihr mir nicht sagen,
Was wol ein Tag pflegt einzutragen?

Mein Herr, ihr forschet allzusehr!
Der eine weniger, der andre mehr;
So wie's denn fällt. Mich zwingt zur Klage
Nichts, als die vielen Feiertage:
Ja, wer die alle roth gefärbt,
Der hatte wol, wie ihr, geerbt;
Dem war die Arbeit wol zuwider;
Gewiß, der war kein Seifensieder!

Der reiche Mann, gar sehr erfreut
Ob dieser guten Nachricht, beut
Dem liederreichen Nachbarsmann
Viel schöne, blanke Thaler an.
Nur, daß er künftig nicht mehr singe
Und um den Morgenschlaf ihn bringe.

Johann versprichts; läuft hocherfreut
Mit seinen Thalern hin, und scheut,
Wie Diebesaugen, Aller Blicke,
Ist ganz betäubt von seinem Glücke,
Zählt, streichelt, küßt sogar sein Geld,
Und wähnt sich nun den Glücklichsten der Welt.

Um seinen lieben Schatz zu hüten
Und schnöden Dieben Trotz zu bieten,
Verwahrt er ihn bei Tag und Nacht

In einem wohlbeschlagnen Kasten;
Doch so auch kann er noch nicht rasten,
Weil ihm jetzt Alles Argwohn macht.
Sobald sich nur der Haushund reget,
Sobald der Kater sich beweget,
Springt er erschrocken auf, und glaubt,
Man hab' ihn wirklich schon beraubt;
Bis, oft gestoßen, oft geschmissen,
Sich endlich beide packen müssen.

Er sieht zuletzt, je mehr er spart,
Daß Sorge sich mit Reichthum paart,
Sieht alle Ruhe, alle Freuden
Sich ohne Rückkehr von ihm scheiden;
Ihm schmeckt kein Essen, schmeckt kein Trank,
Und Seufzer hört man, statt Gesang.

Zuletzt erwacht sein vor'ger Sinn;
Schnell läuft er zu dem Nachbar hin,
Und spricht: Herr, lehrt mir beßre Sachen,
Als, statt des Singens, Geld bewachen!
Nehmt eure Thaler wieder hin,
Und laßt mir meinen frohen Sinn!
Mag, wer da will, euch euer Geld beneiden;
Ich tausche nicht mit euren Freuden.
Mir ward, statt Geld und Geldesklang,
Ein froher Sinn und froher Sang.
Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Johann, der muntre Seifensieder!

Der Winter.

Wohl mir, bei dieser rauhen Zeit!
Ich darf vor keiner Kälte beben;
Mich schützt mein Dach, mich wärmt mein Kleid,
Und Speis' und Trank erfreun mein Leben;
Auf weichen Betten drückt die Ruh
Mir sanft die müden Augen zu.

Doch weh dem Armen, dem anitzt
Das Glück sogar das Nöthige versaget,
Den weder Kleid, noch Dach beschützt,
Und der zu betteln doch nicht waget,
Den Krankheit hin aufs Lager streckt,
Auf dem kein weiches Bett ihn deckt!

Was zauderst du, o Bruderherz,
Mit Hülf' ihm liebreich zuzueilen!
Fühl' seine Nothdurft, seinen Schmerz,
Um, was du hast, mit ihm zu theilen!
Wer seiner Brüder Noth vergißt,
Verdient nicht, daß er glücklich ist.

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der Andre leiten soll.

Dir, spricht der Lahme, beizustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen!
Doch scheints, daß du für eine Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen;
Dann wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines sein.

Der Lahme hängt mit seinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken;
Vereint wirkt dann dies schwache Paar,
Was einzeln Keinem möglich war.

Der Hund mit dem Fleische.

Mit einem Stückchen Fleisch, das er dem Koch genommen,
Springt Spitz, Verfolgern zu entkommen,
In einen klaren Fluß. Er schwimmt, und sieht hinein;
Sieht sich und auch das Fleisch. — Ihm dünket dieser Schein
Ein andrer Hund mit Fleisch zu sein;
Gleich tritt bei ihm die Gier, auch dies zu haben, ein.
Besiegt von der Gewalt des Neides,
Schnappt er nach jenem: — weg war Beides!

Ein Geiziger ist nimmer satt,
Und so verliert er oft auch das noch, was er hat.

Utz.

Die treue Magd.

Es lebte noch vor kurzen eine Witwe — wo? habe ich nicht erfahren können — die von ihrem sonst ansehnlichen Vermögen nach dem Tode ihres Mannes das Meiste verloren hatte. Nur eine kleine Summe Geldes war ihr übrig geblieben, von deren Zinsen sie nothdürftig leben konnte.

Durch das Umwerfen eines Kaufmanns, den man für sehr reich und völlig sicher hielt, verlor sie auch diesen letzten kleinen Rest ihres Vermögens. Ihre Umstände waren nun sehr traurig, denn Alter und Schwachheit hatten sie zu aller Arbeit unfähig gemacht, und es blieb ihr also nichts übrig, als entweder sich in ein Armenhaus aufnehmen zu lassen, oder betteln zu gehen.

Zwar hatte sie in einer benachbarten großen Stadt einen nahen Verwandten, der reich genug war, um sie ernähren zu können; aber unglücklicher Weise gehörte dieser zu der Klasse jener verwahrloseten Menschen, die für fremde Leiden zu wenig Gefühl haben. Er ließ sie hülflos.

In dieser Noth warf eine geringe Magd, die sie bei sich hatte und die sie nunmehr abschaffen wollte, auf einmahl sich zu ihrem Schutzengel auf. Das liebreiche Betragen, welches diese Person von ihrer Frau während ihres vormahligen Wohlstandes erfahren hatte, flößte ihrem guten Herzen den Vorsatz ein, sich dankbar zu bezeigen.

Nein, sagte sie daher, auf den Antrag ihrer Frau, sich eine andere Herrschaft zu suchen, ich verlasse Sie nicht, so lange Sie leben. Sie haben mir viel Gutes erwiesen, und es hat mich oft genug gekränkt, daß ich nichts weiter für Sie thun konnte, als was meine Schuldigkeit war.

Lohn gebrauche ich nicht, denn ich habe mir von Ihrer vormahligen Freigebigkeit auf viele Jahre Kleider gesammelt. Außerdem habe ich noch 25 schöne harte Gulden, die ich an unsern Nachbar ausgeliehen habe. Auch kann ich nähen und stricken; erhält also der liebe Gott mich nur gesund, so will ich schon für uns Beide Brot schaffen.

Die arme Witwe war über diese Erklärung äußerst gerührt, und nahm, weil das gute Mädchen darauf bestand, die treuen Dienste desselben dankbar an.

Die Magd hielt mit Freuden Wort, und ernährte zwei Jahre lang die Witwe und sich selbst durch die Arbeit ihrer Hände, bis jene starb.

Die Treue dieses guten Mädchens ist schon jetzt nicht unbelohnt geblieben.

Kurz vor dem Tode der Witwe war auch der reiche Vetter gestorben, und ihr, als seiner einzigen Verwandtinn, fiel nun sein ganzes Vermögen zu.

Aber für sie selbst kam diese Hülfe zu spät, denn sie war schon so schwach, daß sie unmittelbar darauf starb, ohne einmahl verordnen zu können, wie es mit der Erbschaft gehalten werden sollte.

Das ganze Vermögen fiel also der fürstlichen Kasse zu. Aber glücklicher Weise hatte der Fürst von dem edelmüthigen Betragen der Dienstmagd Nachricht erhalten. Eine solche That, sprach er, muß nicht unbelohnt bleiben. Die ganze Erbschaft soll ihre sein.

Sie erhielt sie; und Alle, welche davon hörten, freueten sich über die Gerechtigkeit des Fürsten und über die wohlverdiente Belohnung des guten Mädchens.

Lied eines Schiffenden,

nach überstandenem Sturme.

Blau und gülden ist der Himmel,
Still und ruhig Wind und Meer,
Und im scherzenden Gewimmel
Spielen Fische um mich her.

Unser Herz ist ruhig wieder,
Froh, als wären wir zu Haus,
Und es schallen unsre Lieder
In das hohe Meer hinaus.

Noch vor wenigen Minuten,
Da der wilde Sturmwind blies,
Glaubten wir in Meeresfluten
Unsern Untergang gewiß.

Schreckliche Orkane heulten
Durch die düstre Wetternacht;
Rothe Flammenblitze theilten
Himmel, Wogen und die Nacht.

Jetzt empor gehoben flogen
Wir hinauf in hohe Luft;
Wurden jetzt hinabgezogen
In des Meeres tiefste Gruft.

Donner rollten, schwarze Fluten
Bäumten kühn sich himmelan;
Kindlich flehten wir den guten,
Starken Gott um Rettung an.

Und es schwiegen Sturm und Wetter,
Und es schwand die düstre Nacht.
Jauchzend danken wir dem Retter,
Dessen Auge uns bewacht.

Groß, wie seiner Himmel Pfade,
Zahllos, wie der Sterne Heer,
Ist des Weltenschöpfers Gnade,
Unergründlich, wie das Meer!

Walle, rother Wimpel, walle!
Ueber uns, in Gottes Hand,
Von dem hohen Maste schalle
Bald der Ruf des Wächters: Land!

Mühlpfort.

Das Schwerste und das Leichteste.

Einer von den sieben klugen Männern in Griechenland, welche die sieben Weisen genannt wurden, hieß Thales. Dieser wurde einmahl gefragt: was das Schwerste und was das Leichteste sei?

Das Schwerste, antwortete Thales, ist, sich selbst und seine Fehler recht zu kennen; das Leichteste ist, an andern Leuten Fehler wahrzunehmen.

Eben dieser Thales grüßte einmahl einen Mann, der ihm begegnete, sehr höflich. Der Mann aber ging stolz vorüber, und dankte ihm nicht einmahl.

Die Freunde des Thales meinten, das müsse er übel nehmen, weil es für ihn, als einen so berühmten Mann, ein Schimpf sei, für seinen Gruß keinen Dank zu erhalten.

Aber Thales fragte sie: ist es mir schimpflich, daß ich höflicher bin, als jener?

E.

Der Knabe und die Mücken.

Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemerket habe!
So sagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
Und hüpft', indem er dieses sprach,
Dem Vater schon von weiten nach.

Kaum trat er in den Busch, als hier ihn eine Mücke,
Dort wieder eine schmerzlich stach.
Er schalt, und lief ein gutes Stücke,
Dem bösen Schwarme zu entfliehn;
Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt' man ihn.

Ha! sprach er, laßt ihr nicht das Ding im Guten bleiben,
So sollt ihr sehn — ich will euch schon vertreiben!

Und muthig nahm er seinen Stab,
Und schlug in ihren Schwarm; doch ließen sie nicht ab;
Und stachen sie zuvor aus bloßer Lust zu stechen,
So stachen sie nunmehr, um sich zu rächen.

Verwundet im Gesicht, auf beiden Händen roth,
Eilt Fritz dem Vater zu, und klagt ihm seine Noth:

O, sieh mahl, Vater! das heißt stechen!
Ich hab's bald so, bald so versucht!
Ich lief, ich schlug; und doch half weder Schlag noch Flucht.

Fritz, hub der Väter an, du hasts nicht recht versucht
Geh künftig ruhig fort, so kann ich dir versprechen,
Sie werden weniger dich stechen.
Denn wer mit kleinen Feinden ficht,
Der hat vor ihnen nimmer Friede,
Am klügsten ists, man achtet ihrer nicht;
So werden sie zuletzt des Streitens selber müde.

Von einem merkwůrdigen Korbmacher.

Im vorigen Jahrhundert lebte in Deutschland ein Edelmann, um dessen Tochter sich ein reicher und vornehmer Herr bewarb. Der Vater fragte ihn: wie er denn seine Tochter ernähren wolle, wenn er sie geheirathet habe?

Er antwortete: er werde sie so halten, wie es sich für ihren Stand schicke. — Aber wovon? fragte der Alte wieder.

Nun, erwiederte der Jüngling, Sie wissen ja, daß ich große Güter besitze, die meine Aeltern mir hinterlassen haben.

Ich weiß, fuhr der Alte fort; aber ich möchte wissen, ob Sie denn nichts haben, das sicherer ist als alle Güter, und was Ihnen Niemand rauben kann?

Jüngling.

Ich verstehe Sie nicht recht.

Edelmann.

So muß ich mich denn wol deutlicher erklären. Können Sie ein Handwerk?

Jüngling.

Nein!

Edelmann.

Nun, so können Sie auch der Mann meiner Tochter nicht werden.

Jüngling.

Und die Ursache?

Edelmann.

Weil ich diese keinem Andern, als einem Solchen zu geben gedenke, der ein Handwerk, oder eine Kunst versteht, wodurch er sich und seine Frau ernähren kann, wenn seine Güter einmahl verloren gehen sollten.

Jüngling.

Darf ich mir ein Jahr zur Frist ausbitten?

Edelmann.

Meine Tochter wird bis dahin ledig bleiben.

Der Jüngling eilte, suchte den besten Korbmacher auf, begab sich bei ihm in die Lehre, und ward mit einem halben Jahre geschickter, als sein Meister war. Mit einem von ihm verfertigten schönen Körbchen in der Hand, ging er nun wieder zu dem Edelmanne, und erhielt, was er wünschte.

Einige Jahre hernach entstand ein Krieg. Beide, Vater und Schwiegersohn, wurden von ihren Gütern vertrieben, mußten Alles, was sie hatten, in Stiche lassen, und nach Holland flüchten.

Und da ernährte nun der junge Mann seinen Schwiegervater sowol, als auch seine eigene Familie, durch sein Korbmachen. Noch jetzt schreiben die Holländer es diesem jungen Deutschen Edelmanne zu, daß man so künstliche Korbarbeiten bei ihnen machen kann.

Merkt euch diese Geschichte, ihr jungen Leser, und bemühet euch gleichfalls, wer auch eure Aeltern sein mögen, irgend ein Handwerk oder eine Kunst zu lernen, wodurch ihr einmahl euch ernähren könnt, wenn alles

Andere verloren geht. Dies wird überdas seinen vielfachen Nutzen haben, auch wenn ihr nie Gebrauch davon zu machen nöthig haben solltet.

Wie glücklich würden viele Tausende der Französischen Ausgewanderten (in den Jahren 1789 — 1792) sich geschätzt haben, wenn man in ihrer Jugend ihnen diesen Rath gegeben hätte, und wenn er von ihnen wäre befolgt worden!

Die Schlange und der Aal.

Betrachte mich einmahl,
Sprach eine Schlange zu dem Aal,
Bin ich nicht wunderschön?
Ist jemahls eine Haut so schön bemahlt gesehn?
Zwar dein' ist glatt, doch mein' ist glatt und schön!

So? fragt der Aal, bin ich nicht schön, wie du?
Bin ich nur glatt? Wie gehts denn zu,
Frau Nachbarinn,
Daß ich so wohl gelitten bin,
Da Jedermann vor deiner Schönheit graut,
Und, wenn er deine bunte Haut
Im Grase sieht,
Erschrickt und flieht?

Die wunderschöne Schlange spricht:
Man flieht? Warum? Das weiß ich nicht.

Ich aber weiß es, sagt der Aal,
Auch wissen es die Menschen alle:
Auswendig gleißest du, wie Silber oder Stahl,
Inwendig bist du Gift und Galle!

Reiselied.

Auf, nehmt die Stäb' in eure Hand,
Die Pilgertaschen um!
Mit euch zieh' Unschuld übers Land
Und Freud', ihr Eigenthum!

Die jugendliche Fröhlichkeit,
Mit eintrachtsvollem Sinn,
Bereitet euch den Weg, und streut
Jetzt Rosen vor euch hin.

Schaut um euch die Natur — wie schön
Glänzt sie jetzt überall,
In vollen Feldern, reichen Höhn,
In Wiesen, Wald und Thal!

Hier blickt ein Dorf aus Bäumen vor,
Die reicher Segen beugt,
Da dort ein stolzer Thurm empor
In blauer Ferne steigt.

Hier strömt ein fischereicher Fluß,
Dort spiegeln helle Seen.
Und, schaut des Menschen Kunst! sein Fuß
Kann sicher sie begehn.

Wohin sich euer Auge dreht,
Seht ihr des Landmanns Schweiß,
Für uns auch thut er, was ihr seht —
O, segnet seinen Fleiß!

Ein guter Pilger wird nicht matt,
Zeigt sich der Weg oft wild;

Geduld und Muth bahnt ihm den Pfad,
Und er wird wieder mild.

Des Lebens Reise geht auch so
Auf sanft' und rauher Bahn,
Bald unmuthsvoll, bald wieder froh,
Berg ab und Berg hinan;

Jetzt von der Sonne Wärm' und Pracht
Geschmeichelt und erquickt,
Und jetzt von wilder Stürme Nacht
Verfinstert und gedrückt.

Der Träge zaudert, steht und zagt,
Geht mehr zurück, als fort,
Und kommt, stets wartend, bis es tagt,
Nie zum gewünschten Ort.

Allein der Muthge reißet sich
Fort, fort in kühnem Trab,
Verlacht den Sturm, den Dornenstich,
Klimmt Felsen auf und ab,

Und dringt dann in den Tempel ein,
Allwo Zufriedenheit
Und Glück in ewgem Sonnenschein
Ihm Siegeskränze beut.

Frisch dann, ihr muntern Brüder, auf!
Hebt muthig Hand und Fuß!
Zur Ruhe führt ein kühner Lauf,
Und Arbeit zum Genuß.

Schall.

Abendlied,

nach zurückgelegter Reise.

Vollendet, Brüder, ist der Lauf!
Erreicht der Reise Ziel!
Groß war des Tages Last, doch auch
Der Freuden waren viel.

Jetzt lagert euch zum Pilgerschmaus,
Laßt ruhen Hand und Fuß!
Zur Ruhe führt ein kühner Lauf,
Und Arbeit zum Genuß.

Ha! dieser Trunk und dieses Obst
Soll kühlen unser Blut!
Soll wiederbringen unsre Kraft
Und geben neuen Muth!

Zwar ist, was ihr hier vor euch seht,
Nicht, was der Schlemmer preist,
Doch mehr noch, als der Mensch bedarf,
Und als ihm Gott verheißt.

Saht ihr, wie heut' am Silberbach
Der braune Schnitter saß,
Und, froh bei Milch und schwarzem Brot,
Der Arbeit Last vergaß?

Was ihm — ihr saht's — Erquickung gab,
Genüg' uns Allen hier!
Denn, Brüder, Menschen Menschen sind —
Und, wohl uns! sind auch wir!

Der Schlemmer nur braucht köstlich Brot
Und theuren Perserwein,
Und lächerlicher Künste viel,
Um einmahl satt zu sein.

Dafür fehlt ihm, was unser ist,
Gesundheit, Kraft und Muth;
Gefühl für Freundschaft und Natur,
Und jedes wahre Gut.

Nicht kann er kämpfen unsern Kampf,
Nicht siegen unsern Sieg,
Den Kampf mit dieses Lebens Müh,
Den Sieg im Lasterkrieg.

Nicht kann er fühlen, so wie wir,
Der Schöpfung große Pracht,
Nicht öffnen seine Brust, wie wir,
Vor Gottes Güt' und Macht.

Denn Weichlichkeit entnervt den Leib,
Zerstört des Lebens Glück,
Und schreckt von jeder guten That
Den kranken Geist zurück.

Genießt denn, Brüder, was ihr seht!
Gewinn ists, mäßig sein.
Genießt, und mischet frohen Dank
Und lauter Freuden drein!

Dann gehen wir zu unserm Freund,
Der thätge Menschen liebt,
Zum Schlaf in unsre Kammer ein,
Die sichre Ruh' umgiebt;

Und schlafen eine süße Nacht,
Nach mühevollem Lauf;
Und morgen wachen wir vergnügt
Zu neuer Arbeit auf!

Schall.

Timm.

Eine Meklenburgische Geschichte.

In Mamerow, einem Dorfe im Herzogthume Meklenburg-Schwerin, wohnten ein Schulmeister und ein Weber nahe bei einander. Der Letzte hieß Timm.

Beiden ging es kümmerlich; denn ihr Verdienst war sehr klein, so daß sie nur mit genauer Noth sich und ihre Kinder davon ernähren konnten. Und Timm hatte der Kinder viele.

Gemeinschaftliche Noth und gemeinschaftliche Gutmüthigkeit machten, daß sie sehr gute Nachbarschaft und genaue Freundschaft hielten. Die Kinder ahmten den Aeltern nach; außer den Schlafstunden waren sie fast immer beisammen, und es war den Aeltern durch die lange Gewohnheit geworden, als gehörten ihnen die Kinder alle gemeinschaftlich zu.

In wessen Hause sie zur Zeit des Vesper- oder Abendbrotes eben waren, da kriegten die eigenen und des Nachbars Kinder so viel zu essen, als Vorrath da war; und wenns in dem einen Hause mangelte, so gab das andere her, was es vermochte; so daß der Schulmeister oft zu sagen pflegte: wenn er den Nachbar Timm nicht hätte, so müßte er oft hungerig mit seinen Kindern zu

Bette gehen; und Weber Timm sprach eben so von seinem Nachbar Schulmeister.

Auf solche Weise hatten sie sich einander manches Jahr geholfen, als des Schulmeisters Frau starb. Dieser Verlust ging Allen sehr nahe, und der herzliche Antheil, den Timm mit seiner Familie daran nahm, vereinigte sie noch mehr.

Der Schulmeister hatte zwar nur zwei Kinder, allein das eine war beständig kränklich, und so gebrechlich, daß es ohne die Hülfe Anderer nichts vermochte. Dieses Kind war für Alle eine große Last, weil es nicht nur selbst nichts schaffen konnte mit seinen Händen, sondern auch noch überdies zwei andere Hände, die seiner warten mußten, zum Erwerben unbrauchbar machte.

Indeß, da die Mutter des Kindes, die es so herzlich geliebt, und nach ihrem besten Vermögen gepflegt hatte, gestorben war, so nahm Timm's Frau sich seiner so vorzüglich an, daß es den Verlust seiner leiblichen Mutter kaum fühlen konnte.

Der Schulmeister weinte oft heiße Dankthränen auf die Hand der Timm, wenn er neben ihr saß, ihr die Hand drückte, und sagte, daß er vor Gottes Thron ihr das gedenken wolle, was sie an ihm und seinem Kinde thue.

Doch fühlte er auch, daß die Last zu groß war, die sich diese Frau, aus Freundschaft und Mitleiden, selbst aufgebürdet hatte, und entschloß sich, wieder zu heirathen.

Er machte seinen Vorsatz kund; derselbe wurde gebilliget, und man sann nun gemeinschaftlich auf eine eben so gute Frau, als die erste gewesen war, und die, wo möglich, auch seine Umstände etwas verbessern könnte.

Die Wahl fiel endlich auf eines Jägers Tochter im benachbarten Dorfe. Nachbar Timm übernahm es, Anwerbung darum zu thun; und es wurde Alles in kurzer Zeit so weit fertig, daß die Hochzeit schon auf einen gewissen Tag bestimmt war — nur daß sie, leider! nie vollzogen wurde.

Der Schulmeister hatte überlegt, daß, wenn seine Braut und sein Schwiegervater zu ihm kämen, er ihnen doch ein Bißchen warmes Essen vorsetzen müsse. Nun hatte er aber kein Stückchen Holz im Hause. Er nahm also sein Beil, sagte dem Nachbar Timm seine Absicht, und ging allein in den Wald, um sich etwas trocknes Holz hin und wieder abzuhauen.

Es wurde Abend, es wurde Nacht, und der Schulmeister kam nicht wieder. Den Timm befremdete dies, weil der Schulmeister ihm nicht gesagt hatte, daß er die Nacht ausbleiben werde. Er vermuthete indeß, daß sein Schwiegervater ihm vielleicht im Gehölz begegnet sei, und ihn mit sich zu Hause genommen habe.

Den andern Morgen kamen des Schulmeisters Braut und Schwiegervater, ihn zu besuchen. Sie fanden ihn nicht, und fragten also Weber Timm nach ihm. Dieser wurde äußerst bestürzt, und erzählte ihnen, was ihm der Schulmeister gesagt hatte. Man entschloß sich augenblicklich, ins Holz zu gehen und ihn zu suchen, weil er sich vielleicht verirrt haben möchte.

Allein, welch ein gräßlicher Anblick! Der Schulmeister war auf einen Baum gestiegen, um sich einen starken, trocknen Zweig abzuhauen, hatte aber eine so unvorsichtige Stellung genommen, daß der Zweig ihm aufs Genick geschossen war, und er, von demselben zerquetscht, im Baume hing.

Das Geschrei, Weinen und Wehklagen der Gesell-

schaft dauerte eine Weile fort, bis Timm sagte: laßt uns Hand anlegen, daß wir den Unglücklichen herunterbringen. Ich kann die gräßliche Gestalt nicht länger sehen, und will nicht, daß Andere ihn so sehen sollen.

Man trug den todten Körper nach Hause, und berichtete, was vorgefallen war, an das herzogliche Amt. Dieses ließ vor der Hand das wenige Hausgeräthe des Schulmeisters in Sicherheit bringen, und überließ dem ehrlichen Timm, der es sich ausgebeten hatte, die Kinder bis auf weitere Verfügung, die in der nächsten Woche gemacht werden sollte.

Ein paar Tage darauf kam Timm zur Stadt, ging zu dem Beamten A..., und bot demselben ein Geschenk an, das freilich nur sehr klein war, aber doch aus solchen Dingen bestand, die er zur höchsten Nothdurft selbst brauchte; und dies Geschenk deßwegen, damit er ihm doch die Kinder seines unglücklichen Nachbars nicht nehmen möge: er wolle sie gern umsonst erhalten und erziehen, und wenn er ja glaube, daß das nicht angehe, oder ihm zu viel werden möchte, so bitte er ihn um Gottes Willen (wobei die hellen Thränen ihm die Backen herunterrollten) ihm doch nur das gebrechliche Kind nicht zu nehmen.

Die Wangen glühten dem guten Beamten, der nie gewohnt war, von seinen Untergebenen Geschenke anzunehmen, über diese seltene Gutherzigkeit und Großmuth. Er drückte gerührt dem edlen Timm die Hand, und versprach, daß wenigstens das gebrechliche Kind bei ihm bleiben solle. Das ihm angebotene Geschenk gab er mit etwas Geld zurück, und verlangte von Timm, daß er zu ihm kommen solle, so oft er ferner Unterstützung nöthig hätte.

Freilich nur ein kleines Geschichtchen, aber voll der

schönsten Züge. Leute, die in ihren gemeinschaftlichen kümmerlichen Umständen sich dieselben durch Freundschaft und Mithülfe zu erleichtern suchen; — Menschen, die selbst sich ihren nöthigen Unterhalt entziehen wollen, um ein fremdes gebrechliches Kind nur bei sich behalten zu können, von dem sie doch nichts, als Last und Kosten haben werden, und um dessentwillen sie in Zukunft noch mehr Hunger und Kummer werden leiden müssen: welch ein rührender Anblick! — Freilich auch ein niederschlagender Zug, daß der Arme durch Geschenke seiner Bitte Nachdruck geben zu müssen glaubt! Aber völlige Schadloshaltung an dem rechtschaffenen Beamten, der nicht nur nicht nimmt, was ihm angeboten wird, sondern es auch mit Wucher zurückgiebt. Der Name dieses ehrwürdigen Mannes ist Ackermann.

E.

Thomas Morus.

Die Tugend, meine Kinder, wird zwar schon in dieser Welt mit großer Glückseligkeit belohnt, aber zuweilen findet doch die weise göttliche Vorsehung für nöthig, auch guten und frommen Menschen eine kurze Zeit lang Leiden aufzuerlegen, die sie zu einer größern Glückseligkeit nach diesem Leben vorbereiten sollen.

Es ist euch gut, dies schon jetzt zu wissen, damit es euch nicht zu sehr befremde, wenn auch euch einst Unglücksfälle treffen sollten, von welchen ihr euch bewußt sein werdet, daß ihr nicht durch eigene Verschuldung sie euch zugezogen habt. Deßwegen erzähle ich euch folgende Geschichte:

Thomas Morus war von redlichen, aber ar-

men Aeltern geboren. Schon als Kind machte er sich durch seine Folgsamkeit und freundliche Gemüthsart bei Allen sehr beliebt, und als Knabe übertraf er alle seine Mitschüler an Fleiß, an Artigkeit, an Liebe zur Ordnung in allen seinen Sachen, an Dienstfertigkeit, an Bescheidenheit, und vornehmlich an einer reinen, ungeheuchelten Gottesfurcht.

Dadurch machte er sich denn, wie natürlich, alle Menschen zu Freunden, und Jedermann suchte ihm fortzuhelfen.

Da er sich frühzeitig außerordentliche Geschicklichkeiten erworben hatte, so wurde er auch frühzeitig zu Aemtern befördert, welchen er mit der größten Treue und Rechtschaffenheit vorstand.

Er erstieg, ohne daß er es ängstlich suchte, eine Ehrenstufe nach der andern, und erhielt endlich gar die Stelle eines Kanzlers von England, welches in diesem Lande eine der vornehmsten Würden ist.

Ein Anderer hätte dadurch eitel werden können, aber Morus blieb nach wie vor der bescheidene Mann, der er gewesen war, und verwaltete diese höchste Würde mit eben der uneigennützigen Rechtschaffenheit, die er bis dahin immer bewiesen hatte.

Er hätte sich bereichern können, aber seine Uneigennützigkeit ging so weit, daß er als Kanzler nur ein kleines Landgut von sehr geringen Einkünften besaß.

Da seine Söhne sich einmahl darüber beklagten, daß er so wenig für sich und seine Familie zu erwerben suche, antwortete er: das thue ich um euretwillen, damit ihr einst den Segen des Himmels von mir erben möget.

Leuten, die viel Gewalt in Händen haben, werden oft Ungerechtigkeiten zugemuthet, zu welchen man sie durch Geschenke zu bewegen sucht. Auch Morus war dieser Versuchung mehr als einmahl ausgesetzt, aber er

widerstand ihr jedes Mahl mit seiner unbestechlichen Rechtschaffenheit und Gottesfurcht.

Selbst sein König konnte ihn nicht bewegen, etwas zu reden oder zu thun, was ihm seiner Pflicht zuwider zu sein schien.

Ein sehr angesehener und reicher Mann, der mit einem armen Manne einen Prozeß führte, wollte ihn einst mit einer großen Summe Geldes bestechen, daß er das Urtheil zu seinem Vortheile abfassen möge; aber Morus antwortete ihm mit edlem Unwillen:

»Wozu dieses Geschenk? Wenn Sie Recht haben: so brauchen Sie mir ein gutes Urtheil nicht erst abzukaufen; haben Sie aber Unrecht, so können alle ihre Reichthümer, so können alle Schätze der Welt mich nicht bewegen, zu ihrem Vortheile zu entscheiden.«

Bei einer so strengen Gerechtigkeit, die er in allen seinen Handlungen bewies, konnte es nicht fehlen, daß er sich manchen schlechten Menschen zum Feinde machte, den es verdroß, daß er zu seinem Vortheile keine Ungerechtigkeit begehen wollte.

Darunter waren nun auch einige angesehene und mächtige Männer, die sich wider ihn verbanden, und nicht eher ruheten, bis sie ihn zu Falle brachten.

Sie stellten allerlei falsche Klagen gegen ihn an, und wußten die Sache so weit zu treiben, daß der unschuldige, der rechtschaffene, der edle Morus — zum Tode verurtheilt wurde.

Er hörte sein Todesurtheil mit der größten Gelassenheit an, nahm von seinen ungerechten Richtern auf die edelste Weise Abschied, bat Gott, daß er den König künftig vor ähnlichen Ungerechtigkeiten bewahren möge, und kehrte wieder in sein Gefängniß zurück.

Hier wartete seiner ein Auftritt, der einem Manne

von minderer Standhaftigkeit das Herz hätte brechen müssen. Er fand seine geliebteste Tochter, die Frau von Roper, vor, die nach dem Gefängnisse gekommen war, um ihren unglücklichen Vater noch einmahl zu sehen.

Unfähig zu reden, stürzte sie ihm in die Arme, und blieb wie leblos an ihm hangen. »Mein Vater! — o mein Vater!« Dies war Alles, was sie mit schwacher sterbender Stimme von Zeit zu Zeit hervorbringen konnte. Morus umarmte sie auf das zärtlichste, und suchte sie zu trösten.

Mein Leiden, sprach er, kommt von Gott; denn ich habe es mir nicht selbst zugezogen. Gottes Schickungen aber sind immer weise und gut, ungeachtet wir das nicht immer begreifen können. Also wollen wir uns seinem heiligen Willen unterwerfen, und mit Geduld ertragen, was sein unerforschlicher Rath über uns verhängt hat.

So fuhr er eine ganze Stunde fort, seine Tochter zu trösten. Und er that dies mit einer so unverstellten Gelassenheit, als wenn die Sache ihn selbst nicht anginge.

Den Abend brachte er mit Gebet und frommen Betrachtungen hin, und schlief darauf die ganze Nacht hindurch so ruhig, als wenn ihm nichts begegnet wäre.

Am folgenden Morgen trat einer seiner besten Freunde, Jakob Pope, ins Gefängniß, um ihm anzukündigen, daß das Todesurtheil in einigen Stunden an ihm vollzogen werden solle. Aber er zerfloß dabei in Thränen, und konnte die schrecklichen Worte nicht über die Zunge bringen.

Morus hingegen blieb unerschüttert; er tröstete seinen Freund mit der Hoffnung eines bessern, ewigen Lebens, in welchem sie sich wiederfinden würden, und trug

ihm auf, seine Feinde von ihm zu grüßen, und ihnen zu sagen, daß er ohne Haß gegen sie die Welt verlasse.

Da die angesetzte Stunde gekommen war, ging er mit gesetzter Stille nach dem Blutgerüste, und ließ bis auf den letzten Augenblick keine Spur von Furcht oder Kleinmüthigkeit blicken.

Nach der Gewohnheit des Landes hielt er von dem Gerüst herab noch eine Rede an das versammelte Volk, worin er es zur Frömmigkeit und zur Zufriedenheit mit den Wegen der Vorsehung auf eine so rührende Weise ermahnte, daß Alle, die ihn hörten, in Thränen zerflossen.

Selbst dem Scharfrichter, welcher zitterte, indem er sein Amt verrichten wollte, sprach er Muth ein; er erlaubte sich sogar, um den Mann beherzter zu machen, einen Scherz den man getadelt hat, weil man seine Absicht dabei verkannte.

Guter Freund, sagte er, nehmt euch in Acht, daß ihr meinen Bart nicht mit verletzt; denn dieser wenigstens hat kein Verbrechen begangen.

Hierauf kniete er nieder, legte den Kopf auf den Block, und bot seinen Hals dem Hiebe dar, der seinem schuldlosen Leben ein Ende machte.

Des Morgens im Walde,

am 26sten Jenner.

Wie sie da stehn, voll Kraft vom Herrn,
Die hohen Tannen, nah und fern!
Wie schön der Morgensonne Glanz
Bemahlt den dichten Nebelkranz!

Ach! wie in ihrer Winternacht
Die Flur im Silberschimmer lacht!
Deß freuen sich die Vögelein,
Und jubeln durch den lichten Hain.

Gott, deiner Werke sind so viel,
Und deine Güte hat kein Ziel;
Sie hat in jeder Jahreszeit
Der Freuden rund um uns gestreut.

Zwar ruhn, verhüllt im dichten Moos,
Die Blumen noch im Erdenschooß,
Und harren still der Schöpferkraft,
Die sie zum neuen Leben schafft;

Zwar schmückt noch nicht den Schattenbaum
Sein grünes Feierkleid, und kaum
Wagt schüchtern sich die Knosp' hervor,
Wo er den Blätterschmuck verlor;

Und doch — der herrlichen Gestalt
Des Winters! — schaut den Tannenwald,
Wie er da steht, und unbewegt
Sein edles Haupt zum Himmel trägt!

Wie ihn der rasche Wind durchsaust,
Und kalt durch seine Wipfel braust!
Er steht und trinkt das Sonnenlicht,
Und achtet all' des Sausens nicht.

Wer gab zu dieser Dämmrung, wer
Nur einen Zweig, ein Pflänzchen her?
Wer lieh ihm dieses Winterkleid,
Das aller Stürme Wuth nicht scheut!

O, kommt und opfert unserm Gott,
Der ihm zu werden hier gebot!
Kommt, Menschen, fühlt die Seligkeit,
Die Gottes schöne Schöpfung beut!

Karoline Rudolphi.

Denke nichts Arges von deinem Bruder.

Ein braver Offizier wurde verabschiedet, weil sein König Frieden gemacht hatte, und seiner Dienste nicht mehr bedurfte.

Der Mann gerieth dadurch in große Noth, weil er nun nichts hatte, wovon er hätte leben können. Er ging daher zu dem Minister des Königs, um ihn zu bitten, daß er ihm doch wieder ein Amt geben möge.

Der Minister, welcher ihn als einen geschickten und ehrlichen Mann kannte, versprach für ihn zu sorgen, und bat ihn, die Mittagsmahlzeit bei ihm einzunehmen.

Bei der Tafel zog der Minister eine goldene Dose von sehr köstlicher Arbeit hervor. Jedermann bewunderte sie als ein Meisterstück in ihrer Art, und sie ging von Hand zu Hand den ganzen Tisch herum.

Nach einiger Zeit wollte der Minister wieder Taback nehmen, aber er konnte die Dose in seiner Tasche nicht finden. Auch konnte er sich nicht besinnen, daß er sie vorher, da sie rund um den Tisch gegangen war, wieder bekommen habe.

Die ganze Gesellschaft war bestürzt; und einer von den Gästen meinte, es könne sie wol Jemand von ihnen in Gedanken beigesteckt haben. — Jeder durchsuchte darauf seine Taschen, aber Keiner sagte, daß er sie gefunden habe.

Da sagte ein anderer Gast: es müsse der ganzen Gesellschaft daran gelegen sein, daß die Dose wiedergefunden werde. Sein Rath sei also, daß Einer nach dem Andern aufstehe, und seine Taschen vor Jedermanns Augen umkehre. Er selbst machte den Anfang.

Alle Andre folgten seinem Beispiele. Da aber die Reihe an den abgedankten Offizier kam, weigerte sich dieser, Ebendasselbe zu thun.

Man sagte ihm, er werde dadurch sich sehr verdächtig machen; aber er antwortete, daß sein ganzes vorhergehendes Leben ihn wider den Verdacht eines Diebstahls schützen könne, und blieb bei seiner Weigerung.

Da zweifelte nun kein Mensch, daß er der Dieb sei, und Alle sahn ihn mit Verachtung und Unwillen an. Er ertrug diese Schmach mit Geduld, und ging nach aufgehobener Tafel zu Hause.

Am Abend, da der Kammerdiener des Ministers Kleid weglegen wollte, fand er die vermißte Dose in dem einen Schooße, wohin sie durch ein Loch in der Tasche gesunken war. Der Minister freuete sich über die gerettete Unschuld eines ehrlichen Mannes, und gab Befehl, daß am folgenden Morgen der Offizier wieder zu ihm genöthiget werde.

Dieser erschien, und der Minister, der ihm mit offnen Armen entgegenging, erzählte ihm die Geschichte der wiedergefundenen Dose. Dann bat er ihn, er möge ihm doch die Ursache sagen, warum er gestern seine Taschen nicht habe umkehren wollen?

Jetzt, antwortete der Offizier, da wir allein sind, kann ich sie Ihnen wol sagen; gestern konnte ichs nicht weil ich besorgen mußte, daß unter den Fremden Einer oder der Andere sein möchte, der mir aus meiner unverschuldeten Armuth ein Verbrechen machte.

Da ich gestern zu Ihnen kam, wußte ich nicht, daß ich bei Ihnen speisen würde. Ich hatte mir daher unterweges eine Wurst zur Mittagsmahlzeit gekauft, weil ich nicht Geld genug habe, mir andere Speisen zubereiten zu lassen. Diese Wurst würde Jedermann gesehen, und Mancher würde darüber gelacht haben, wenn ich die Tasche umgekehrt hätte. Deßwegen weigerte ich mich, es zu thun.

Der Minister umarmte ihn von neuen, und versprach, sogleich an den König zu schreiben, und um eine Stelle für ihn zu bitten. Dann ließ er die ganze gestrige Gesellschaft wieder zu sich einladen, und da diese versammelt war, nahm er den Offizier bei der Hand, und trat mit ihm ins Zimmer.

Jedermann erstaunte. Aber der Minister zeigte ihnen die wiedergefundene Dose, sagte, wo sie gefunden worden sei, und stellte ihnen den Offizier als einen sehr würdigen und rechtschaffenen Mann vor, den der König in einigen Tagen nach seinen Verdiensten belohnen werde.

Diese Geschichte habe ich euch, meine kleinen Leser, erzählt, um euch zu warnen, daß ihr doch ja nicht leicht etwas Böses von eurem Nächsten argwöhnen möget, auch wenn ihr noch so viel Ursachen dazu zu haben glaubt. Denket immer, der Schein trügt, und — es ist besser, Andere für zu gut, als für zu schlimm zu halten.

C.

Kindliche Liebe und Wohlthätigkeit.

Der junge Robert wartete mit seinem Kahn am Ufer des Hafens zu Marseille, ob nicht Jemand kommen

werde, um sich für ein Trinkgeld von ihm fahren zu lassen.

Ein Unbekannter kam, und setzte sich hinein, wollte aber gleich wieder aussteigen, und sagte zu Robert, den er nicht für einen Schiffer hielt: weil der Herr des Schiffes nicht dasei, so wolle er in einen andern Kahn steigen.

Dieser gehört mir, sagte Robert; wollen Sie aus dem Hafen hinausfahren?

Nein, antwortete der Unbekannte, es bleibt nur noch eine Stunde Tag; ich wollte nur einige Mahle in dem Hafen auf und ab schiffen, um der Kühlung und des schönen Abends zu genießen. Aber Sie sehen ja gar nicht aus, wie ein Schiffer, und haben auch eine ganz andere Sprache.

Robert.

Sie haben Recht; ich bin auch nicht von diesem Stande, und treibe dies Handwerk nur an Sonntagen und Festtagen, um desto mehr Geld zu verdienen.

Der Unbekannte.

Pfui! welch ein Geiz für Ihr Alter! den hätte ich bei Ihnen nicht vermuthet.

Robert.

Ach! wenn Sie wüßten, warum ich so sehr wünsche, viel Geld zu verdienen, so würden Sie mir keine so schlechte Gemüthsart zutrauen.

Der Unbekannte.

Es kann sein, daß ich Ihnen Unrecht that; aber Sie hätten sich auch deutlicher ausdrücken müssen. Lassen Sie uns unsere Lustfahrt machen; Sie sollen mir unterdeß Ihre Geschichte erzählen. — (Nach einer Weile) Nun wohl, mein Freund, so sagen Sie mir denn, was haben Sie für Bekümmernisse? Sie haben mich sehr geneigt gemacht, Theil daran zu nehmen.

Robert.

Ich habe nur einen Kummer, lieber Herr, nämlich den, daß mein guter Vater in Gefangenschaft ist, ohne daß ich ihn bis jetzt daraus erlösen konnte.

Der Unbekannte.

Wie? In Gefangenschaft? Erzählen Sie doch —

Robert.

Er hatte sich ein kleines Kapital erworben. Dafür kaufte er sich einen Antheil an der Ladung eines Schiffes, das nach Smirna segeln sollte. Er wollte bei dem Verkaufe dieser Waaren selbst zugegen sein, und fuhr also mit ab. Allein das Schiff wurde unterwegs von einem Seeräuber weggenommen, und nach Tetuan in dem Lande Fetz, auf der Afrikanischen Küste, gebracht. Da muß nun mein armer Vater mit seinen Reisegefährten in der Sklaverei leben. Man fodert 2000 Thaler für seine Befreiung; aber, lieber Gott! wo hätten wir so viel Geld hernehmen sollen?

Indessen arbeiten meine Mutter und meine Schwestern Tag und Nacht, um mit der Zeit so viel zu verdienen. Ich mache es eben so bei meinem Herrn, als Juwelierer, und überdas suche ich, wie Sie sehen, die Feiertage noch besonders zu nützen.

Wir leben so sparsam, als es nur immer möglich ist; nur ein einziges kleines Zimmer dient uns armen Unglücklichen zur Wohnung.

Ich war anfangs gesonnen, selbst hinzureisen, und meinen Vater dadurch loszukaufen, daß ich mich statt seiner zum Sklaven anböte. Aber meine Mutter, die meine Absicht, ich weiß nicht wie, erfuhr, versicherte, daß sie gar nicht ausführbar sei, und ließ allen Schiffsherren, die nach der Levante fahren, verbieten, mich an Bord zu nehmen.

Der Unbekannte.

Bekommen Sie denn auch zuweilen Nachricht von Ihrem Vater? Wissen Sie, wer sein Herr zu Tetuan ist, und wie man ihm in seiner Sklaverei begegnet?

Robert.

Sein Herr ist Aufseher über die Gärten des Königs; man begegnet ihm sehr gelinde, und die Arbeiten, zu welchen man ihn gebraucht, sind nicht über sein Vermögen. Aber wir sind nicht bei ihm, um ihn zu trösten, ihm seine Arbeiten zu erleichtern; er ist fern von uns, fern von einer geliebten Gattinn und drei Kindern, die er immer sehr zärtlich liebte.

Der Unbekannte.

Und was für einen Namen führt Ihr Vater zu Tetuan?

Robert.

Er hat seinen Namen nicht verändert; er nennt sich noch Robert, wie zu Marseille.

Der Unbekannte.

So! so! — Robert also, bei dem Aufseher der königlichen Gärten?

Robert.

Ja, mein Herr.

Der Unbekannte.

Ihr Unglück rührt mich; Ihre Gesinnungen scheinen ein besseres Schicksal zu verdienen. Auch getraue ich mir, es Ihnen zu versprechen; setzen Sie nur Ihre Zuversicht auf Gott.

Der Unbekannte schwieg, und saß die ganze Zeit über, wie im tiefsten Nachdenken, ohne weiter ein Wort zu sprechen.

Da es dunkel ward, ließ er sich wieder ans Land setzen, drückte beim Aussteigen dem jungen Robert

seinen Geldbeutel in die Hand, und lief so eilig davon, daß dieser ihm nicht einmahl danken konnte.

In dem Geldbeutel fanden sich sechzehn Pistolen und zehn Thaler Silbermünze. Wie gerührt war der junge Robert durch diese außerordentliche Freigebigkeit! Er lief des andern Tages die ganze Stadt durch, um seinen Wohlthäter aufzusuchen und ihm zu danken; aber umsonst! er war nirgends zu finden.

Die Familie fuhr indeß fort, unermüdet zu arbeiten, um, wo möglich, die nöthige Summe zusammenzubringen.

Eines Tages, da sie eben in Begriff waren, ein sparsames Mittagsmahl, das aus Brot und trocknen Früchten bestand, zu sich zu nehmen, sahn sie auf einmahl — wie groß war ihr Erstaunen! — ihren lieben Vater Robert, sehr wohl gekleidet, ins Zimmer treten. Er überfiel sie mitten in ihrem Kummer und Elende.

Ach, meine Frau! Ach, meine lieben Kinder! rief er aus, und stürzte Jedem um den Hals. Wie ist es euch möglich gewesen, mich so bald zu befreien, und zwar auf die Art, wie ihr es gethan habt?

Seht, wie ihr mich ausgestattet habt! - und dann noch die funfzig Pistolen, die man mir auszahlte, als ich ins Schiff stieg, wo meine Ueberfahrt und meine Kost schon vorher bezahlt waren! Um Gottes Willen, sagt mir, wie ist es möglich gewesen, daß ihr so viel verdientet in der äußersten Dürftigkeit, worin ich euch sehe?

Das Erstaunen der Mutter nahm ihr anfangs die Kraft zu antworten; sie konnte nur ihren Mann umarmen und in Freudenthränen zerfließen. Die Töchter thaten eben dasselbe. Der junge Robert aber blieb unbeweglich auf seinem Stuhle sitzen. Er hatte Sinn und Sprache verloren, und fiel endlich ohnmächtig nieder.

Nach und nach ward die Mutter ihrer Sprache

wieder mächtig; sie umarmte noch einmahl ihren Mann, und sagte, indem sie auf ihren Sohn zeigte:

Sieh da deinen Befreier! Wir brauchten 2000 Rthlr. zu deiner Befreiung; erst etwas über die Hälfte haben wir zusammen, und den größten Theil dieser Summe haben wir der Arbeit und Liebe unsers Sohnes zu danken.

Dieses edle, treffliche Kind hat wahrscheinlich Freunde gefunden, die, durch seine Tugend gerührt, ihm das Geld zu deiner Befreiung vorgeschossen haben. Ihm sind wir ohne Zweifel unser Glück schuldig. Er hat uns noch dazu überraschen wollen.

Siehe, wie er das Glück, dich wiederzusehen, empfindet. Aber laßt uns eilen, ihn wieder zu sich selbst zu bringen! —

Die Mutter fliegt zu ihm hin; seine Schwestern eilen herbei. Nur mit vieler Mühe bringt man ihn aus seiner Ohnmacht zurück. Sogleich wirft er seine matten Blicke auf seinen Vater; aber es fehlt ihm noch an Vermögen zu sprechen.

Der Vater hingegen schweigt auf einmahl ganz betroffen still, steht in Gedanken, wendet sich darauf mit bestürzter Miene zu seinem Sohn und spricht:

Unglücklicher! Was hast du gethan? Wie konnte meine Befreiung deiner Mutter ein Geheimniß bleiben, wenn sie nicht durch irgend eine schlechte That erkauft war? Wie konntest du in deinem Alter und in deinem Stande so viel Geld erwerben, ohne dich irgend eines schrecklichen Unrechts schuldig zu machen? Ich zittere, die Wahrheit zu hören; aber sage sie frei heraus, und laß uns sterben, wenn du hast aufhören können, ein ehrlicher Mann zu sein.

Beruhigen Sie sich, mein Vater, antwortet der

junge Robert, indem er mit Mühe aufsteht; umarmen Sie Ihren Sohn, er ist dieses schönen Namens nicht unwerth.

Nicht mir, nicht uns Allen haben Sie ihre Freiheit zu verdanken. Ich kenne unsern Wohlthäter, meine Mutter! Jener Unbekannte, der mir seine Börse gab — gewiß ist er es! Er that so viele Fragen wegen meines Vaters an mich. Ich will ihn aufsuchen, wo er auch sein mag; er soll kommen, seiner Wohlthaten zu genießen, sie mit uns zu theilen, und süße Thränen der Wonne mit uns zu vergießen!

Er erzählte darauf seinem Vater die Begebenheit mit dem Unbekannten; und der Vater wurde dadurch beruhiget.

Als Robert wieder in Ruhe war, gingen alle seine Geschäfte ungemein glücklich von Statten. Nach zwei Jahren ist er ein reicher Mann, seine Kinder, alle versorgt und glücklich, genießen mit ihm und seiner Frau einer Glückseligkeit, welcher nichts fehlen würde, wenn es den unaufhörlichen Nachforschungen des Sohnes gelänge, jenen verborgenen Wohlthäter zu entdecken, dem sie dieses ihr Glück gänzlich zu verdanken hatten.

Endlich fand er ihn an einem Sonntage, da er des Morgens allein am Hafen lustwandeln ging. — »Ach, mein Schutzengel!!« war Alles, was er aussprechen konnte; und mit diesen Worten warf er sich zu seinen Füßen, wo er ohne Bewußtsein niederfiel.

Der Unbekannte eilte, ihm zu helfen, und brachte ihn auch durch etwas starkriechendes Wasser wieder zu sich selbst. Dann fragte er ihn um die Ursache seines Zustandes.

Der junge Robert.

Ach, mein Herr! können Sie danach fragen? Ha-

ben Sie denn Robert und seine unglückliche Familie vergessen, die Sie glücklich machten, indem Sie ihr ihren Vater wiedergaben!

Der Unbekannte.

Sie irren sich, mein Freund! Ich kenne Sie nicht, und Sie können mich auch nicht kennen, denn ich bin fremd zu Marseille, und erst seit einigen Tagen bin ich hier.

Der junge Robert.

Alles das kann sein; aber Sie erinnern sich doch, daß Sie vor zwei Jahren auch hier waren, daß Sie sich meines Boots bedienten, um im Hafen herumzufahren, und so großen Antheil an meinem Unglücke nahmen, was für Fragen Sie mir thaten, damit Sie in den Stand gesetzt würden, mein Wohlthäter zu werden. — Befreier meines Vaters, können Sie vergessen, daß Sie der Retter einer ganzen Familie sind, der nichts zu wünschen übrig geblieben ist, als Sie zu sehen?

O, versagen Sie sich doch ihren Wünschen nicht! theilen Sie ihre Freude, vermischen Sie die Thränen Ihres menschenliebenden Herzens mit den Thränen unserer Dankbarkeit! Kommen Sie! —

Der Unbekannte.

Gemach, mein lieber Freund! Ich habe es Ihnen schon gesagt, Sie irren sich.

Der junge Robert.

Nein, mein Herr, ich irre mich nicht! Ihre Gesichtszüge sind gar zu tief in mein Herz eingegraben, als daß ich Sie nicht kennen sollte. Kommen Sie, ich beschwöre Sie, kommen Sie, edler Mann! —

Mit diesen Worten faßte der junge Robert ihn beim Arme, um ihn mit sanfter Gewalt fortzuziehen, und das Volk versammelte sich um Beide herum.

Nun nahm der Unbekannte einen ernsthaftern und gesetztern Ton an. Mein Herr, sagte er, dieser Auftritt ist mir beschwerlich, ohne daß Sie etwas dabei gewinnen. Irgend eine sonderbare Aehnlichkeit muß Ihren Irrthum veranlassen; rufen Sie Ihre Vernunft zurück; gehen Sie wieder zu Ihrer Familie, und überlassen Sie sich der Ruhe, der Sie nöthig zu haben scheinen.

Welche Grausamkeit! rief der junge Robert aus. Soll ich vergebens hier zu Ihren Füßen liegen! Sollten Sie den Dank verschmähen, den unsere Herzen Ihnen so lange schuldig sind? O meine Mitbürger! Helft mir! helft mir bitten, daß der Urheber meiner Glückseligkeit komme, sein eigenes Werk zu betrachten.

Hier raffte der Unbekannte alle seine Kräfte, seinen ganzen Muth zusammen, um der Versuchung zu einer so süßen Freude, als ihm angeboten wurde, zu widerstehen. Er reißt sich los, entwischt unter die Menge des Volks den starrsehenden Augen des jungen Robert, und hinterläßt der erstaunten Menge das Beispiel eines Edelmuths, deßgleichen es noch nie gesehen hatte.

Der junge Robert war außer sich. Man sah sich genöthiget, ihn nach Hause zu tragen, wo endlich ein Strom wohlthätiger Thränen ihm Linderung schaffte.

Erst nach dem Tode dieses Unbekannten erfuhr man, ganz von ungefähr, daß es der Präsident von Montesquieu gewesen sei, einer der vortrefflichsten französischen Schriftsteller.

Seine Werke haben ihn unsterblich gemacht; aber diese einzige schöne That macht ihm mehr Ehre, als alle seine Werke, wenn sie auch mit der Weisheit eines Engels geschrieben wären.

E.

Der Menschenfreund.

Heilig, heilig ist das Band,
Das die Menschen bindet,
Ist geknüpft von Dessen Hand,
Der die Welt gegründet;

Ist geknüpft, daß besser mir
Seine Welt gefalle —
Einen Vater haben wir,
Einen Schöpfer Alle.

Einen Vater in der Höh',
Der uns Alle liebet,
Der uns Blumen, Kraut und Klee,
Milch und Weizen giebet;

Der mit gleicher Freundlichkeit
Sieht auf Pflug und Thronen,
Und mit Sonnenlicht erfreut,
Die in Hütten wohnen.

Wohl mir! auch auf mich, sein Kind,
Schauet er hernieder;
Um mich her die Menschen sind
Alle meine Brüder.

Und ich könnt' ihn nicht mit Lust
Meinen Vater nennen,
Fühlt' ich nicht in dieser Brust
Bruderliebe brennen,

Blutete mir nicht das Herz
Bei des Bruders Leiden,
Blieb' ich kalt bei seinem Schmerz,
Kalt bei seinen Freuden.

Glücklich könnt' ich dann nicht sein:
Einsam und verlassen
Würd' ich erst die Menschen scheun,
Dann mich selber hassen.

Brüder, nein! dies Herze soll
Nie vor euch sich schließen;
Immer schlag' es wonnevoll
Unter euren Küssen!

Glücklich oder elend, mir
Seid ihr immer Brüder —
Nur noch theurer, sinket ihr
Unter Leiden nieder.

Gerne will ich, wenn ich kann,
Sie euch helfen tragen;
Und kann ich es nicht, o dann
Will ich mit euch klagen!

Dann sollt ihr an meiner Brust
Euren Gram verweinen,
Bis die Sonn' euch neue Lust
Wird ins Herze scheinen.

O gewiß! dann werdet ihr
Dankbar mich umarmen,
Und euch immer gern mit mir
Leidender erbarmen.

Und, o süßer Trost! auch mich,
Wenn mich Sorgen drücken,
Wenn von mir die Freude wich,
Werdet ihr erquicken!

Der Mai.

Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen und locken schon wieder
Dich, lieblicher Frühling, ins Jahr.
Nun singet die steigende Lerche;
Nun klappern die reisenden Störche;
Nun schwatzet der gaukelnde Staar.

Wie munter sind Schäfer und Herde!
Wie lieblich beblümt sich die Erde!
Wie jugendlich schimmert die Welt!
Die Tauben verdoppeln die Küsse,
Der Entrich besuchet die Flüsse,
Der lustige Sperling sein Feld.

Nun regen sich Knospen und Keime,
Nun prangen mit Blättern die Bäume,
Nun schwindet des Winters Gestalt,
Nun rauschen lebendige Quellen,
Nun tränken die spielenden Wellen
Die Triften, den Anger, den Wald.

Nun stellt sich die Dorfschaft in Reihen,
Nun rufen euch laute Schalmeien,
Ihr stampfenden Tänzer, hervor.

Ihr springet, und jauchzet im Sprunge,
Der Knecht hebt mit muthigem Schwunge
Das leichtere Mädchen empor.

O, freut euch in Unschuld der Wonne
Des Frühlings; bald flammet die Sonne
Euch näher in heißerer Glut.
Nie reize die Stadt euch zum Neide!
In Dörfern wohnt Unschuld und Freude,
Gesundheit und fröhlicher Muth!

Hagedorn.

Aufmunterung zur Freude.

Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang' uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt' in seinen Blütentagen
Die Stirn in düstre Falten ziehn?
Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn,
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege stehn.

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle,
Noch ist die Laube kühl und grün,
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien;
Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menschen krankes Herz gesund,
Noch labt uns in der Abendlaube
Ein Kuß auf treuer Freunde Mund.

Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu;
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerrissne Seelen Ruh.
O, wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Engel werde,
Mich dieser schönen Erde freun.

Hölty.

Ein Lied.

Ich bin vergnügt! im Siegeston
Verkünd' es mein Gedicht;
Und mancher Mann mit seiner Kron'
Und Zepter ist es nicht.
Und wär' er's auch; nun, immerhin!
Mag er's! so ist er, was ich bin.

Des Sultans Pracht, des Moguls Geld,
Deß Glück — wie hieß er doch,
Der, als er Herr war von der Welt,
Zum Mond hinauf sah noch?
Ich wünsche nichts von alle Dem;
Zu lächeln drob fällt mir bequem.

Zufrieden sein, das ist mein Spruch!
Was hülf' mir Geld und Ehr'?
Das, was ich hab', ist mir genug,
Wer klug ist, wünscht nicht mehr;
Denn was man wünschet, wenn man's hat,
So ist man darum doch nicht satt.

Und Geld und Ehr' ist obendrauf
Ein sehr gebrechlich Glas.
Der Dinge wunderbarer Lauf
(Erfahrung lehret das)
Verändert wenig oft in viel,
Und setzt dem reichen Mann sein Ziel.

Recht thun, und edel sein und gut
Ist mehr, als Geld und Ehr';
Da hat man immer guten Muth
Und Freude um sich her;
Und man ist stolz, und mit sich eins,
Scheut kein Geschöpf, und fürchtet keins.

Ich bin vergnügt! im Siegeston
Verkünd' es mein Gedicht.
Und mancher Mann mit seiner Kron'
Und Zepter ist es nicht.
Und wär' er's auch; nun, immerhin!
Mag er's! so ist er, was ich bin.

Claudius.

Irin.

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
Aufs Meer, um Reusen in das Schilf
Zu legen, welches rings umher
Der nahen Insel Strand umgab;
Die Sonne tauchte sich bereits
Ins Meer, und Purpurfarbe floß
Vom Himmel in die Flut herab.

Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken, sprach jetzt:
O wie schön
Ist jetzt die Gegend! Sieh den Schwan,
Sieh, wie von seiner Brut umringt,
Er in die rothe Flut sich taucht!
Wie heimlich flüstert dort am Strand
Der schlanken Espen zitternd Laub;
Und, o wie reizend wallt die Saat
In sanften, grünen Wellen fort!
O, was für Anmuth hauchen jetzt
Gestad' und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist Alles! und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur!

Ja, sagt Irin, sie macht uns froh
Und glücklich, und du wirst durch sie
Glückselig sein dein Leben lang,
Wenn du nie von der Tugend weichst,
Und wenn nicht wilde Leidenschaft
Der Schönheit sanft Gefühl in dir
Zerstöret. — O Geliebtester,
Ich werde nun in kurzen dich
Verlassen und die schöne Welt,
Um in noch schönern Gegenden
Glückseliger, als hier, zu sein:
O, bleib der Tugend immer treu,
Und weine mit den Weinenden!
Gieb gern von deinem Vorrath, gern
Den Armen; hilf, so viel du kannst,
Zum Wohl der Welt! Sei arbeitsam!

Erheb dein Herz empor zu Gott,
Dem Wind und Meer gehorsam sind,
Der Alles uns zum Besten lenkt.
Wähl lieber Mangel, Schand' und Tod,
Eh du in Bosheit willigest.
Ruhm, Ueberfluß und Pracht sind Tand;
Ein ruhig Herz macht unser Glück.

So, mein Geliebter, dacht' ich stets,
Und war stets glücklich. Und wiewol
Ich achtzig Mahle schon den Wald
Um unsre Hütte grünen sah,
So ist mein langes Leben doch,
Gleich einem heitern Frühlingstag,
Vergangen unter Freud' und Lust.

Zwar hab' ich auch manch Ungemach
Erlitten. Als dein Bruder starb,
Da flossen, ach! der Thränen viel,
Und Alles, Alles schien mir schwarz!
Auch faßte oft mich auf dem Meer,
Im leichten Kahn, der Sturm, und warf
Mich mit den Wellen hoch empor;
Dann stürzten donnernd sie herab,
Ich stürzte mit, und meinte dann,
Daß zwischen jeder Welle mir
Ein furchtbar Grab sich öffnete.
Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes, und die Luft ward hell;
Und ich erblickt' in stiller Flut
Des Himmels Bild. Der blaue Stör,
Mit rothen Augen, sah empor

Aus seiner Höhl' in tiefer See;
Und alles Volk des weiten Meers
Spielt' auf der Flut im Sonnenschein,
Und Ruh' und Freude kam zurück
In meine Brust.
Jetzt wartet nun
Das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht;
Der Abend meines Lebens wird
So schön als Tag und Morgen sein.

O Sohn, sei fromm und tugendhaft,
So wirst du glücklich sein, wie ich,
So bleibt stets diese Welt dir schön!

Der Knabe schmiegte zitternd sich
An seines Vaters Arm, und sprach:
Nein, Vater, nein! du stirbst noch nicht;
Du lebst noch lange mir zum Glück!
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'.
Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Bedeckte schon mit Dunkelheit
Das weite Meer; sie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu.

Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang', und niemahls kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heilger Schauer überfiel
Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
Vor's Antlitz trat. Er lebte stets
Nach dessen Lehren. Segen kam

Auf ihn. Sein langes Leben schien
Auch ihm ein Frühlingstag zu sein.

Kleist.

Die guten Beispiele.

Wie glücklich lebt der muntre Schwarm
Der Vögel in den Büschen!
Nie wird sich Schelsucht, oder Harm,
In ihr Vergnügen mischen.

Die Lerche schwingt im Wonnedrang
Sich über Erd' und Grillen,
Mit Dank und hohem Lustgesang
Die Himmel zu erfüllen.

Ihr schielet nie die Elster nach:
Sie gönnt ihr ihre Flügel,
Und hüpfet lustig um den Bach,
Und lustig auf dem Hügel.

Des Pfauen Kleider lassen schön,
Vor unsern Stoffen allen,
Allein die Krähe kann sie sehn,
Von Mißgunst unbefallen.

Wann denkt der muntre Spatz daran,
Daß ihn Verachtung drücket?
Er gaukelt froh, singt, was er kann,
Und schmauset, was ihm glücket.

Ihr lieben Thierchen, lebet wohl!
Habt Dank für gute Lehren!
Kein Neid, kein Mißvergnügen soll
Mein eignes Glück mir stören.

Der Frühling.

Am ersten Maimorgen.

Heute will ich fröhlich, fröhlich sein,
Keine Weis' und keine Sitte hören;
Will mich wälzen und vor Freude schrein,
Und der König soll mir das nicht wehren.

Denn er kommt mit seiner Freudenschar
Heute aus der Morgenröthe Hallen,
Einen Blumenkranz um Brust und Haar,
Und auf seiner Schulter Nachtigallen;

Und sein Antlitz ist ihm roth und weiß,
Und er trieft von Thau und Duft und Segen —
Ha! ich brech' ein junges Knospenreis,
Und so tauml' ich meinem Freund' entgegen!

Claudius.

Kristel,

bei Betrachtung eines Kirchhofes.

Es hat doch seinen Nutzen auch,
Ja, macht wol gar Vergnügen,
Auf einem Kirchhof so zu stehn,
Und all' die Hügel anzusehn,
Worunter Leiber liegen;

Zu stehen und zu sagen sich:
»Was ist der Mensch hienieden?
Was ist der Fürst, der Unterthan,
Der Bettler und der reiche Mann,
Sind Seel' und Leib geschieden?

Was wären wir, was würd' aus uns,
Wenn wir den Geist nicht hätten?
Ach, eine Hand voll Asch' und Staub,
Und ewiglich des Todes Raub
In diesen finstern Betten!«

Und wenn man diese schöne Welt
Dann wiederum bedenket,
Zu sagen: »Güt'ger Himmel mein!
Wie schön muß wol nicht jene sein,
Die Gott den Frommen schenket?

Schon diese, wahrlich, ist es werth,
Daß man sich ihrer freue;
Und nicht das Bißchen Ungemach,
Das auch wol Fromme treffen mag,
Darin so mächtig scheue!

Denn lohnt nicht Der, der sie erschuf,
Dies kurze Erdenleiden,
Dem Fürsten und dem Unterthan,
War er nur hier ein braver Mann,
Mit ew'gen Himmelsfreuden?«

O, wenn ich dieses so bedenk',
Kann ich euch Hügel schauen;
Und macht mir euer dickes Moos,
Und euer enger, kalter Schooß
Auch nicht das mindste Grauen!

Ja, käm, so wahr ich Kristel heiß',
Itzt gleich der Tod herüber:
Mit dreistem Blick nach ihm gewandt,
Faßt' ich ihn bei der Knochenhand,
Und fragt' ihn: willst mich, Lieber?

Overbeck.

Der Phönix und die andern Vögel.

Der Phönix zeigte sich;
Ihr wißt, in hundert Jahren *)
Sieht man ihn einmahl nur; gleich sammelten die Scharen
Der Vögel sich um ihn, und lobten männiglich
Den seltnen Gast. Die Elstern und die Staren
Die schwatzen viel von seiner Schönheit und Gesang,
Der Rabe lobet sein Gefieder,
Von seinem Scharfsinn schallt das Lob der Eule wieder,
Und Pfauen rühmen seiner Stimme Klang.

Die Neugier, ihn zu sehn, reizt auch die Turteltaube,
Sie staunt ihn an — dann girrt sie ihrem Tauber zu:
Geliebter, er ist schön; allein ich glaube,
So glücklich ist er nicht, als ich und du.
Was hilft es ihm, so schön zu sein?
Er ist ja — armer Phönix! — ganz allein,
Und kann sich nicht, wie wir, der Liebe freun.

Lichtwer.

---

*) Wie die Fabel sagt.

Die Freundschaft.

Soll ich, mit finsterm Blick und träge,
Tief in mich selbst verhüllet gehn?
Nicht Blumen pflücken, die am Wege,
Wie Gottes Rauchaltäre, stehn?
Vorübereilend frostig grüßen
Den guten frommen Wandersmann,
Nicht freundschaftlich mich an ihn schließen,
Und, ach! so lang' ich immer kann,
Das Glück, ein Mensch zu sein, genießen?

Es ist so reizend, seinem Pfad
In Wüsten, die kein Fuß betrat,
Mit einem Freunde nachzuspüren!
So reizend, mit geschlungner Hand,
An einer jähen Tiefe Rand,
Auf morschen Stegen sich zu führen;
Dem Durstenden aus hohler Hand
Den ersten Labetrunk zu bringen;
Wenn Stürme gegen Stürme ringen,
Dem Wanderer Verderben dräun,
Mit ihm des Mantels Schutz zu theilen,
Und ihm zu Liebe gern verweilen,
Sein Führer und sein Schutz zu sein.
Noch reizender, des Schöpfers Macht
Aus voller Brust mit ihm zu preisen;
In einer hohen Linde Nacht
Am Tische der Natur zu speisen;
Bei jedem sauern Lebensgang
Sich zu ermuntern mit Geschwätzen,
Und, unter freudigem Gesang,
An kühle Bäche sich zu setzen.

O Freundschaft, erstgebornes Kind
Des liebevollsten aller Wesen,
Süß, wie die Träume vom Genesen,
Dem hoffnungslosen Kranken sind!
O, dieses Lebens Labirinth,
Was wär' es ohne dich? Verbreite
Dein mildes Licht auf meinen Schritt!
Stolz auf dein göttliches Geleite,
Geh' ich, wohin du führest, mit.
Als Knabe hast du mich getragen,
Als Jüngling warnend mich gelenkt,
Erbarmt hast du dich meiner Klagen,
Auf Wunden, die du mir geschlagen,
Mit neuen Freuden mich getränkt.

Dich will ich im Genuß verehren,
Dir will ich danken im Verlust.
Es stillen sich des Abschieds Zähren
An eines neuen Freundes Brust.
Oft, wenn das wunde Herz noch blutet,
Führt den Gefährten unvermuthet
Ein Umweg wieder auf uns zu.
Die frühe sich verloren hatten,
Begegnen sich im Abendschatten,
Und gehen Hand in Hand zur Ruh.

Hagedorn.

An einen Kanarienvogel.

Du bist zu beneiden,
Muntres kleines Thier!
Alle deine Freuden
Schöpfest du aus dir.

In der engen Klause
Ist dir herzlich wohl,
Findest du zum Schmause,
Nur dein Näpfchen voll.

Dann bist du geschieden
Von der ganzen Welt,
Gönnst ihr Krieg und Frieden,
Wie es ihr gefällt!
Hüpfest hin und wieder,
Neidest keinen Thor,
Singest deine Lieder
Nur dir selber vor.

Lob und Tadel störet
Deine Ruhe nie;
Ob's gleich Niemand höret,
Singst du spät und früh.
Und wenn alle Weisen
Weit und breit umher
Vor dir stehn und preisen,
Giebst du doch nichts mehr.

Lieber Vogel, höre:
Vogel auch zu sein,
Solch ein Vorschlag wäre
Mir nun wol zu klein.
Gar zu kurzes Leben
Schenkt der Himmel euch;
Seid uns auch daneben
Nicht im Köpfchen gleich.

Doch in meinem Gleise,
Wie der Mann im Faß, *)
Eurer freien Weise
Nachzuahmen, das
Ist ja auszuführen;
Lieber Vogel, das
Möcht' ich auch vollführen,
Wie der Mann im Faß.

Overbeck.

An ein kleines Landmädchen.

Kleiner Engel, Schooßkind der Natur,
Kränze dich mit Blumen deiner Flur!
Lächl' umher mit deinen Taubenblicken,
Lächl' in aller Menschen Herz Entzücken!
Hüpfe, süßes Mädchen, hüpfe hin
So in deinem unbefangnen Sinn!

Unschuld goß auf dich ihr ganzes Bild,
Schuf dein kleines Herz so weich und mild,
Wiegte dich im stillen Hain der Liebe,
Nährte sorgsam deine zarten Triebe;
Und so nahm dich deine Mutter hin
Aus dem Arm der hohen Pflegerinn.

Mädchen, Mädchen, freu dich deiner Flur;
Freude wohnt bei frommer Unschuld nur.
Aeugle nie, gleich andern Bäuerinnen,

---

*) Diogenes.

Nach den übertünchten Städterinnen;
Manche weinten, wenn sie Hütten sahn,
Thränen, welche Gott kaum stillen kann.

Loblied.

Groß ist der Herr! Verkündigt Alle ihn,
Ihr Lichter seiner Burg,
Ihr Sonnenheere, flammt zu seinem Ruhm!
Ihr Erden, tanzt sein Lob!

Erhebet ihn, ihr Meere, braust sein Lob!
Ihr Flüsse, rauschet es!
Es neige sich der Tannen hohes Haupt
Und jeder Wald vor ihm!

Ihr Löwen, brüllt zu seiner Ehr' im Hain!
Singt ihm, ihr Vögel, singt!
Ihr Felsenberge, die sein Blitzstrahl traf,
Eur Dampf sei Weihrauch ihm!

Der Erden und der Himmel Wiederhall
Sing' ihm ein lautes Lob!
Und du, der Erden Herr, o Mensch, zerfleuß
In Lieb' und Dankbarkeit!

Dich hat er, mehr als Alles, hochbeglückt;
Er gab dir einen Geist,
Der durch den Bau des Ganzen schaut, und kennt
Die Räder der Natur.

Die Sonne steige nie aus rother Flut,
Und sinke nie darein,
Daß du nicht deinen Dank vereinigst mit
Dem Danke der Natur.

Lob' ihn im Regen und in dürrer Zeit,
Im Sonnenschein und Sturm!
Wanns schneit, wann Frost aus Wasser Brücken baut,
Und wann die Erde grünt.

In Ueberschwemmungen, in Krieg und Pest
Trau' ihm, und sing' ihm Lob!
Er sorgt für dich; denn er erschuf zum Glück
Das menschliche Geschlecht.

Und o! wie liebreich sorgt er auch für mich!
Er gab, statt Golds und Ruhms,
Vermögen mir, die Wahrheit einzusehn,
Und Freud' und Gnügsamkeit.

Erhalte mir, o Herr, was du verliehst;
Mehr brauch' ich nicht zum Glück.
Ich will im Staub', ein schwacher Wurm vor dir,
Dich preisen ewiglich!

In finstern Wäldern will ich mich allein
Mit dir beschäftigen,
Frohlocken laut und nach dem Himmel sehn,
Der durch die Zweige blickt.

Und irren ans Gestad des Meers, und dich
In jeder Woge sehn,
Und hören dich im Sturm, bewundern in
Der Auen Teppich dich.

Ich will entzückt auf Felsen klimmen, durch
Zerrißne Wolken sehn,
Und suchen dich den Tag, bis mich die Nacht
In heilge Träume wiegt.

Die Weisheit.

Einstens, als noch Knab' und Mann
Gern die Weisheit lieb gewann,
Gern an ihrer Seite saß,
Welche Zeiten waren das!

Diese Zeiten sind dahin;
Thorheit trübt der Leutlein Sinn,
Vielen ist der Bauch ihr Gott,
Stille Tugend wird zu Spott.

Und von ihrem Thron gebannt,
Zieht die Weisheit durch das Land,
Zieht umher mit bangem Fuß,
Beut nur schüchtern ihren Gruß.

Selig, wer den Gruß versteht,
Nicht die Schüchterne verschmäht;
Sei er Jüngling oder Mann,
Bleibt sie treu ihm zugethan.

Höre, Jüngling, insgemein
Kehrt sie gern beim Jüngling ein!
Lächelt ihm ins Angesicht —
O mein Bruder, fleuch sie nicht!

Und sie geht mit ihm aufs Feld,
Zeigt ihm Gottes schöne Welt,
Zeigt ihm Hain und Wasserfall,
Garten Gottes überall.

Und der Jüngling schaut umher,
Trinket aus dem Wonnemeer,
Und die hohe Führerinn
Lenkt sein Herz zum Schöpfer hin.

Und nun kehrt sie mit ihm heim,
Pflegt in ihm der Tugend Keim,
Trocknet ihm den edlen Schweiß,
Lohnt mit Segen seinen Fleiß.

Und ihr königlich Gebot:
Mitleid für der Brüder Noth!
Prägt sie tief in seine Brust,
Wirkt in ihm zum Wohlthun Lust.

Wenn er sie dann brünstig liebt,
Unbegrenzt sich ihr ergiebt,
Mehren seine Jahre sich,
Doch sein Herz bleibt jugendlich.

Und, des schönen Lohnes werth,
Wird ihm dann das Weib beschert,
Das er wählte; seine Wahl
Krönen Freuden ohne Zahl.

Overbeck.

An einen tugendhaften Jüngling.

Gesundheit röthet das Gesicht;
Doch heiliger, als diese, strahlt
Der Tugend mondenhelles Licht,
Das frischer deine Wangen mahlt.

So, guter Jüngling, lieb' ich dich,
Mit diesem freien Seelenblick,
Aus diesem Auge fließt in mich
Gefühl des Menschenwerths zurück.

Ach! es verrann; das Herz war kalt,
Wenn ich die bleichen Wangen da,
Das todte Aug, die Mißgestalt
An dem entnervten Jüngling sah.

Du, mehr, als Städt'erob'rer, Held!
Ich weide, Jüngling, mich an dir;
Du schaust hinein in Gottes Welt,
Und kannst dich innig freun an ihr.

Du darfst (der Menschheit theures Recht,
Das sie sich selber sinnlos raubt,
Das sie verschlemmet und verzecht)
Du darfst erheben hoch dein Haupt;

Darfst schauen fröhlich hoch hinan
Zu Dem, der dieses Himmelszelt,
Die Sonn' und tausend Sterne dran
So stattlich-schön dahin gestellt.

Du denkst den Schreckgedanken nie:
Schön ist die Welt, schön um mich her,
Ach! aber ich entehre sie,
Und mir — mir ist sie freudenleer!

Dir zwitschert jede Kehle Lust,
Die froh den dunkeln Hain belebt!
Von Danke schwillt die hohe Brust,
Die auf zu deinem Gott sich hebt.

Du sprichst zum hellen Silberbach:
Mir ist die Seele rein, wie du. —
Wohin du gehst, folgt sie sie dir nach,
Der Unschuld himmelvolle Ruh.

So, guter Jüngling, lieb' ich dich
Mit diesem freien Seelenblick!
Aus diesem Auge fleußt in mich
Gefühl des Menschenwerths zurück.

Schall.

Von einem jungen Verbrecher,

der sein eigener Ankläger wurde, ohne es zu wissen.

In einer Stadt, die wir nicht nennen wollen, ereignete sich vor kurzen folgender traurige Vorfall.

Ein Vater, dem es weder an gutem Willen, noch an Vermögen fehlte, seinem einzigen Sohn eine recht gute Erziehung zu geben, hatte bis zum zwölften Jahre des Kindes die Freude, seine Hoffnung an ihm erfüllt zu sehen.

Voll Gesundheit, Unschuld und Fröhlichkeit blühete der muntre Knabe bis zum Jünglingsalter auf, und Alle, die ihn sahn, konnten nicht umhin, ihn zu lieben, und dem Vater schon zum voraus zu der Freude Glück zu wünschen, die er an ihm erleben werde. Aber plötzlich ereignete sich mit diesem hoffnungsvollen jungen Menschen eine recht traurige Veränderung.

Seine purpurrothen Wangen fingen an, zu erblassen; seine sonst so lebhaften Augen traten zurück, wurden

feucht und trübe, und unter denselben zeigte sich ein durchschimmernder blauer Kreis, der ein Zeichen eines geschwächten Körpers zu sein pflegt.

Daneben ward er träge, unwillig zum Lernen, unlustig zum Gehen und Arbeiten, und so furchtsam, daß er durch die geringste Kleinigkeit erschreckt werden konnte. Auch sein Gedächtniß war nicht mehr halb so gut, als vorher; was er heute lernte, war morgen schon wieder vergessen.

Lauter schreckliche Anzeigen, daß der junge Mensch mit einem Laster bekannt geworden sein müsse, welches so schändlich und so verderblich ist, daß gute Menschen nicht einmahl den Namen desselben ohne Schaudern aussprechen oder hören können.

Es besteht aber dieses abscheuliche Laster in einer wollüstigen Beschauung und unzüchtigen Betastung und Reizung eines gewissen Theiles unsers Körpers, den die Ehrbarkeit deutlicher zu beschreiben verbietet; ein Laster, wovon die Erfahrung und die Aerzte schon längst bewiesen haben, daß es die Gesundheit des Leibes und des Geistes auf die allerfürchterlichste Weise untergräbt. Man nennt es das Laster der Selbstschändung.

Der liebreiche Vater des jungen Menschen, der die künftigen Folgen davon mit Schrecken voraussah, suchte ihn durch die rührendsten Vorstellungen und durch das Versprechen einer gänzlichen Verzeihung, zum Geständniß zu bewegen. Aber umsonst!

Der junge unzüchtige Verbrecher hatte sein Laster zu lieb, hielt die Gefahr, die sein Vater ihm vorstellte, für erdichtet, weil er bis dahin noch nichts Schmerzhaftes davon empfunden hatte, und hoffte, seine Schandthaten so heimlich fortsetzen zu können, daß kein menschliches Auge sie zu entdecken in Stande wäre. Daß aber

dennoch das allgegenwärtige Auge Gottes ihn bemerken werde, daran dachte er nicht. Der Unverständige!

Einige Zeit nachher hatte er ebendasselbe abscheuliche Laster kurz vor dem Einschlafen begangen. Kaum war er darüber eingeschlummert, so hörte ihn sein Vater, der in dem Nebenzimmer war, mit vernehmlicher Stimme im Schlafe reden.

Er trat näher, und da vernahm er deutlich, daß er von diesem seinem eigenen verabscheuungswürdigen Laster sprach. Er redete davon so vernehmlich, und gab solche besondere Umstände an, daß ihn der Vater des andern Tages überführen konnte.

Höre, sprach er darauf zu ihm, du bist nun überwiesen. Hättest du mir dein Laster freiwillig gestanden, wie ich dich oft gebeten habe, so hätte ich gehofft, dich durch meine väterlichen Ermahnungen bessern zu können. So aber bist du zu gleicher Zeit ein ungehorsamer Sohn, ein halsstarriger Lügner und ein abgehärteter Bösewicht gewesen.

Solche Kinder können von ihren Aeltern allein nicht gebessert werden. Wenn also Besserung überhaupt noch bei dir möglich ist, so kann sie nur durch anhaltende, sehr empfindliche körperliche Schmerzen unter der Peitsche fremder Zuchtmeister bewirkt werden.

Ich schicke dich daher ins Zuchthaus, wo du so lange bleiben sollst, bis ich Ursache zu glauben habe, daß du zur Erkenntniß der Schändlichkeit deiner Laster gekommen seist, und künftig sie von ganzem Herzen verabscheuen werdest.

Ehe diese Strafe an ihm vollzogen wurde, ließ der Vater seinen Gesundheitszustand von erfahrnen Aerzten untersuchen. Diese fanden, daß alle seine Nerven schon so geschwächt, und alle Säfte seines Körpers schon so

äußerst verderbt waren, daß sie ihm für sein ganzes künftiges Leben (welches vermuthlich nicht sehr lang sein würde) nichts als Schmerzen und Leiden prophezeien konnten.

E.

Ein Beispiel wahrer Herzhaftigkeit.

Neulich wurde in England ein Offizier von einem andern, welcher ein Schottländer war, zum Zweikampfe herausgefodert. Beide waren Männer von bekanntem und bewährten Muthe.

Als sie auf den Platz kamen, fragte der Engländer den Schottländer: Warum wollen wir uns denn eigentlich schlagen?

Um meine und meines Vaterlandes Ehre! antwortete dieser; denn du hast nachtheilig von meinem Volke gesprochen.

Nein, versetzte Jener, indem er einen Strick aus der Tasche zog, hierum! Denn wer von uns dem Andern das Leben nimmt, gewinnt dadurch nichts weiter, als einen Strick. Sie werden wissen, daß die Landesgesetze den Mörder damit bestrafen.

Diese unerwartete Anmerkung machte, daß der Schottländer in sich ging, und dem Andern freundschaftlich die Hand reichte, ohne den Degen zu ziehen.

Beide bewiesen dadurch, daß sie Herz genug hatten, sich über Vorurtheile und Leidenschaften wegzusetzen, um der Stimme der Vernunft zu gehorchen. Und das ist wahre Herzhaftigkeit.

E.

Der Sturm.

Ach! wie rauscht des Sturmes Flügel schrecklich durch
die bangen Fluren!
Ach! wie zittern sie, die Wälder! Tod ist hinter seinen
Spuren:
Was er auf dem Wege findet, wird des raschen Wür-
gers Raub.
Sieh! er faßt die hohen Eichen, kämpft und stürzt sie
in den Staub!

Vor ihm bebt die bange Tiefe; ihm entfliehn des
Meeres Wellen,
Thürmen furchtbar sich, und schäumen, bis sie zu Ge-
birgen schwellen,
Deren Rücken in die Wolken Schiff und Schiffsbewoh-
ner hebt,
Und sie schnell zur Tiefe schleudert und im Abgrund sie
begräbt.

Bis zum Himmel haucht sein Odem — ach! mit
einem düstern Schleier
Wird er bald sein Antlitz schwärzen, rauben bald der
Sonne Feuer,
Sieh! in eine Nacht von Wolken hüllt er ihren Lebens-
strahl,
Gießt ein Meer von seinen Schwingen, und ertränkt
das holde Thal.

Ach! da schwimmen Hütt' und Garten; es ertrin-
ken Hirt' und Herde! —
Würger, hast du kein Erbarmen? Eine Wüste wird die Erde.

O, laß ab! laß ab! wir flehen, wir bekennen deine Macht;
Laß die Sonn' uns wieder scheinen; nimm sie von uns, diese Nacht!

Nahe sind wir dem Verderben! — Doch, wer rief dem wilden Sturme
Aus der heimlichen Behausung? War's nicht Gott? Geziemts dem Wurme,
Welcher Mensch heißt, wol, zu richten über seines Schöpfers That? —
O, er lieg' im Staub' und schweige, und verehre seinen Rath!

Aber er, der Ewiggute, wollte, daß wir selber läsen
In den Tiefen seiner Weisheit, und erkenneten sein Wesen;
Darum liegt vor uns der Schöpfung hoher wundervoller Plan,
Strömt ein Quell dem Weisheitsfreunde, wo er täglich schöpfen kann.

Kommt und schauet seine Werke! — Thauen läßt er es und regnen,
Linde Frühlingslüfte wehen, seine Erdenwelt zu segnen:
Und der West, der Thau, der Regen, seiner Sonne mildes Licht
Sind die Boten seines Segens; aber sinds die Stürme nicht?

Ja, auch sie sind seine Boten; Blitze dienen seinem Willen,
Fruchtbar seine Welt zu machen, und mit Gütern zu erfüllen;
Winterfrost wie Frühlingssäuseln, lichter Tag wie dicke Nacht,
Alles brauchet er zum Werkzeug seiner Huld, wie seiner Macht.

Wir, wir flehn oft das Verderben, und er giebt uns dafür Leben —
Ruhig woll'n wir seinen Händen unser Schicksal übergeben,
Wollen in Gefahr nicht zagen, stärken soll sich unser Muth. —
Was von ihm, dem guten Vater, was von ihm kommt, das ist gut!

Karoline Rudolphi.

Die Spinne und der Hänfling.

In einer durch die Kunst gemachten Wüstenei
Hing eine Spinne, froh und frei,
Als Eremit im engen Fensterrahmen,
Begann ihr Werk, und sah dabei,
Im wilden Lustgehölz von Birken, Ulmen, Buchen,
Verschiedne Vögel Mancherlei
Zu Nestern sich zusammensuchen.
Ein wohlerfahrner Hänfling zog
Auf einen Ast, der seine Zweige bog,
Der Spinne Fenster zu beschatten.
In voller Arbeit hüpft' und flog
Er hin und wieder mit dem Gatten;
Indessen Jene bloß auf ihre Fäden sann,
Und aus sich selbst den Zeug zur Hütte spann.

Die armen Vöglein! hub sie an,
Wie Mann und Weibchen sich um ihren Bau ermatten!
Was holen sie von Ost und West
Nicht Alles her! — und steht das Nest,

Dann neue Sorgen! Stetes Reisen
Durch Garten, Hof und Feld, die junge Brut zu speisen!
Dann fürchten sie des Hauses jähen Sturz,
Wenn Knaben durch die Hecke rauschen,
Und flattern auf, und jammern; kurz,
Ich möchte nicht mit ihnen tauschen!
Da kann ich, ohne Stroh und Leim,
Nach eigner Lust Gezelte stricken,
Erwarte Fliegen drin und Mücken,
Und sitz', in mich gehüllt, daheim.
Ich zittre nicht, daß Einer mich verjage,
Weil überall ein Winkel ist,
Zur Wohnung mir genug, und weil zu jeder Frist
Ich alles Meine bei mir trage.

Der Hänfling war so eben recht
Auf einen nahen Ast gekommen;
Hatt' über sich und sein Geschlecht
Die weise Rede wohl vernommen,
Und flog zum Fensterrahmen hin,
Und sagte: Liebe Nachbarinn,
Ich lobe deinen klugen Sinn,
Der zwischen kahlen, finstern Mauern
Dich hier so glücklich macht in deinem Selbstgespinn,
Als ich im grünen Wald' es bin.
Uns aber mußt du nicht bedauern.
Im grünen Walde giebt es zwar
Nicht wenig Arbeit und Gefahr,
Und Räuber groß und klein, die täglich auf uns lauren.
Wir zittern oft: jedoch wer nie will trauren,
Hat keine Freuden auch. Bedünkt es dir nicht schön,
Aus freier Luft hinab ins reiche Thal zu sehn?
Wir brauchen viel zum Flechten und Bewinden,

Doch ist es Wonne, das zu finden;
Und suchen wir ein Körnchen weit und breit,
Dann lohnt uns Flur und Wald mit ihrer Herrlichkeit.
Nicht selten wurde mir um Nest und Futter bange,
Indessen regt' ich mich, entfloh dem Untergange,
Und froher sang ich dann durch Büsch' und Bäume hin.
Ich dächte, liebe Nachbarinn,
Wir nützten Das, was uns Natur gegeben,
Zum Nisten mir, und dir zum Weben.

Eine merkwürdige Begebenheit

aus dem

Leben des englischen Viceadmirals John Byron.

Euch, ihr jungen Leser, die ihr vielleicht in dem süßen, aber schädlichen Wahne steht, daß alle eure künftigen Tage eben so ruhig, eben so sorgenlos und gemächlich dahinfließen werden, als euch jetzt die harmlose Jugendzeit verstreicht, und die ihr vielleicht noch keine Veranlassung gehabt habt, zu lernen, wie nöthig es ist, einer bequemen, weichlichen Lebensart schon in früher Jugend zu entsagen, um seinen Körper und seinen Geist gegen künftige unausbleibliche Widerwärtigkeiten des Lebens abzuhärten; euch erzähle ich diese Geschichte eines Jünglings, den weder seine vornehme Geburt, noch der Reichthum seiner Aeltern vor Zufällen schützen konnten, bei deren bloßen Erzählung euch ein kalter Schauder überfallen wird.

John Byron, jetzt englischer Admiral, ist der zweite Sohn eines sehr angesehenen und begüterten Lords, der ihm eine, seinem Stande gemäße, Erziehung geben

ließ. Um seinem Vaterlande so früh als möglich zu dienen, widmete er sich sehr jung dem Seedienste. Seine erste Ausflucht war mit einer Reihe von Unglücksfällen und Schwierigkeiten verknüpft, von welchen man, bevor sie überwunden waren, unmöglich hätte glauben können, daß ein menschliches Wesen sie auszuhalten in Stande sei. Da seine Geduld, seine Unterwerfung und Standhaftigkeit, seine Menschlichkeit und Entschlossenheit in diesen Umständen einen wahren Mann bezeichnen, so verdienen sie, für alle junge Leute als ein Spiegel aufgestellt zu werden.

In seinem 17ten Jahre ging er, als Freiwilliger, an Bord des Wagers, eines von den Schiffen des Geschwaders, mit welchem Lord Anson 1740 eine Fahrt um die Erdkugel unternahm. Das Schiff war ein alter Indienfahrer, und mit allerlei Vorrath zum Gebrauch des Geschwaders so sehr überladen, daß es im Segeln nothwendig zurückbleiben mußte.

Schon bei der Meerenge le Maire, unten an der südlichen Spitze von Amerika, verlor es die übrigen Schiffe aus dem Gesichte, und bald nachher durch einen starken Windstoß auch seinen Hintermast. Dessen ungeachtet wollte der Kapitän versuchen, die Insel Sokoro zu erreichen, weil er hoffte, das Geschwader dort wieder vorzufinden.

Alle Offiziere riethen ihm von diesem gefährlichen Vorhaben ab, weil die Gefahr, von dem Winde gegen die westliche Küste von Amerika geworfen zu werden, zu augenscheinlich war. Aber er verwarf ihre Vorstellungen, weil er es für seine Pflicht hielt, den beschlossenen Versuch anzustellen, und weil ihm die Gefahr nicht so groß und augenscheinlich vorkam, als den Uebrigen.

Er wurde gar bald, wiewol zu spät, von seinem Irr-

thume überzeugt, und befahl, man solle suchen, vom Lande abzuarbeiten. Aber alle Mühe war umsonst. Das Schiff stieß auf den Grund, und man blieb eine gute Weile in der fürchterlichsten Lage, ohne zu wissen, was man nun zu thun habe? Es war Nacht, und das Steuerruder war gleich beim ersten Stoße verloren gegangen.

Byron sagt: er habe hiebei Gelegenheit gehabt, die verschiedenen Aeußerungen und Wirkungen des Schreckens bei verschiedenen Gemüthsarten zu beobachten. Einige waren völlig ihres Verstandes beraubt. Einer z. B. ging auf dem Verdeck umher, schwang seinen Hirschfänger, und nannte sich selbst den König des Landes. Andere waren wie versteinert, und standen oder saßen stumm und leblos da. Nur Wenige blieben ihres Verstandes und ihrer Besonnenheit mächtig; und unter diesen zeichnete sich besonders der junge Byron selbst aus.

Man wünschte, das Schiff so nahe ans Land zu bringen, daß man wenigstens das Leben retten könne. Dies gelang ihnen; sie liefen in eine Oeffnung ein, klemmten das Schiff zwischen zwei Felsen, und kappten darauf die beiden noch übrigen Masten.

Mit Anbruch des Tages setzte man die Böte aus, und erreichte damit vollends den Strand. Aber ihr Zustand war dadurch nicht sehr gebessert; denn dieses Land war fast noch schrecklicher, als die See. Oede und unfruchtbar war Alles, was sie sahn, und nirgends, nirgends zeigte sich ihnen ein dem menschlichen Körper angemessenes Nahrungsmittel.

Schon seit zweimahl 24 Stunden hatten sie, indem sie das Ufer erreichten, nicht gegessen, und der ganze Vorrath, den sie jetzt zusammenbringen konnten, bestand in 2 oder 3 Pfund Zwiebackkrumen, einer Rothgans und etwas wildem Selleri; ein kärgliches Frühstück für 140

Menschen, welche seit 48 Stunden nüchtern geblieben waren.

Sie konnten von fern die Kordilleras sehen, aber nicht unterscheiden, ob sie selbst auf einer Insel oder auf dem festen Lande von Amerika wären. Nicht allein das Land, sondern auch sogar die See, welche so vielen Küstenbewohnern Nahrung verschafft, war hier unfruchtbar. Ihr Elend stieg daher in kurzer Zeit so hoch, daß die Aasvögel, die herbeikamen, um die Leiber der Ertrunkenen zu verzehren, ihnen Leckerbissen waren.

Einige Indier, die in Kähnen herbeiruderten, brachten ihnen etwas Weniges von Lebensmitteln; etwas wurde auch nach und nach von dem Schiffe gerettet. Aber die Untreue des größten Theiles der Schiffsmannschaft beraubte sie bald darauf auch dieses kleinen Schatzes, und stürzte sie vollends in das äußerste Elend.

Diese unmenschlichen Leute empörten sich nämlich gegen ihren Kapitän, kündigten ihm allen Gehorsam auf, bemächtigten sich des großen Boots nebst dem ganzen Vorrath der geretteten Lebensmittel, und fuhren damit ab.

Byron, der bei dem Schiffsvolke sehr beliebt war, suchte sie wieder zu ihrer Pflicht zurückzuführen, oder sie wenigstens zu bewegen, ihm einige Lebensmittel zu lassen. Aber da alle seine Bemühungen vergeblich waren, so wollte er lieber mit den Verlassenen das Aeußerste dulden, als mit diesen unbarmherzigen Aufrührern abfahren, um auf seine eigene Rettung bedacht zu sein. Sie segelten also ohne ihn ab, und man hat nie etwas wieder von ihnen erfahren.

Sie wußten jetzt, daß sie auf einer Insel waren. Die Zahl der Zurückgebliebenen belief sich auf zwanzig. Der Insel, auf der sie sich befanden, und welche an der westlichen Küste des Magellanischen Landes liegt,

hat man in der Folge den Namen Wagersinsel beigelegt.

Ihre Noth war jetzt unaussprechlich groß, und doch sollte sie noch um Vieles vergrößert werden. Folgende kleine Erzählung kann uns einigen Begriff davon geben.

Byron hatte einen kleinen indischen Hund gefunden, der in kurzer Zeit seinen neuen Herrn ungemein liebgewann, so wie auch dieser hinwiederum sein großes Wohlgefallen an ihm hatte. Eines Tages kamen einige Schiffsleute in Byron's Zelt, und stellten ihm vor, daß sie entweder diesen Hund verzehren, oder Hungers sterben müßten. Byron suchte alle Gründe hervor, sie zu bewegen, das Thierchen leben zu lassen; aber vergebens! Sie nahmen den Hund mit Gewalt und tödteten ihn. Nun dachte Byron, er habe wenigstens eben so viel Recht daran, als jene; also setzte er sich bei ihnen nieder und speisete mit. Drei Wochen nachher war er froh, von den halbvermoderten Pfoten und dem Felle des Thieres, die er auf der Stelle, wo sie ihn geschlachtet hatten, noch fand, eine Mahlzeit halten zu können. —

Auch aus folgendem Umstande kann man sich die Größe ihrer Noth vorstellen:

Einer von ihnen, Namens Fips, hatte eine Wassertonne erhascht. An dieser befestigte er auf beiden Seiten ein Stück Holz, und brauchte sie darauf statt eines Fahrzeugs, um in die See zu fahren, und sich mit wildem Geflügel zu versorgen. Wie mühsam und gefährlich diese Jagd war, kann man sich vorstellen.

Der Kapitän war Willens, wo möglich, die Insel Chiloe zu erreichen. Aber diese Reise war lang und gefährlich, und statt aller andern Fahrzeuge hatten sie nur eine Barke und einen kleinen Nachen. Aber was wagt nicht Der, der zwischen möglicher Todesgefahr und

gewissem Hungerstode zu wählen hat? Sie schifften sich also ein. Nach einer vergeblichen Arbeit von zweien Monaten, in welcher Zeit sie auf die schrecklichste Weise umhergetrieben wurden, sahen sie sich indeß genöthiget, nach der Wagersinsel zurückzukehren, weil es ihnen unmöglich war, um die Vorgebirge herumzukommen. Sie hatten auf dieser beschwerlichen und gefährlichen Fahrt ihren Nachen und viere von ihren Leuten verloren.

Bald nach ihrer Zurückkunft fand sich eine Partei Indier in zwei Booten bei ihnen ein, die in der Nachbarschaft von Chiloe zu Hause waren. Es befand sich darunter einer ihrer sogenannten Kaziken, oder Anführer. Mit diesem trafen sie den Vergleich, daß sie ihm die Barke und alles vom Schiffe gerettete Eisenwerk geben wollten, wenn er sie durch die Baien und Buchten führe, durch welche er zu ihnen gekommen war. Sie schifften sich darauf abermahls ein; aber es waren ihrer jetzt nur noch dreizehn.

Diese Fahrt hat an Beschwerlichkeit und Gefahr wol schwerlich jemahls ihres Gleichen gehabt. Indem sie sich bemüheten, die Barke gegen einen heftigen Strom hinaufzuarbeiten, waren sie so entkräftet, muthlos und verhungert geworden, daß Einer, der noch von den Stärksten war, ganz erschöpft vom Steuer heruntersank. Der Kapitän wollte ihm keinen Bissen Essen geben, ob er gleich ein ziemliches Stück von einem Meerkalbe hatte; so hart hatte ihn die anhaltende Noth gemacht. Byron hingegen, der noch einige gedörrte Muschelfische in der Tasche hatte, steckte dem Unglücklichen von Zeit zu Zeit einen in den Mund, wodurch aber nur seine Marter, nicht sein Leben verlängert wurde.

Ihre Bemühung, den Strom hinauf zu kommen, war vergebens. Als sie sich in die dicken Moräste des

Landes gewagt hatten, wo sie bei jedem Schritte bis ans Knie, oft bis an die Lenden hineinsanken, um einige Lebensmittel aufzutreiben, bemächtigten sich unterdeß sechs ihrer zurückgebliebenen Gefährten und ein Indier der Barke, und ließen den Kapitän, Byron und drei andere Herren in dem allerhülflosesten Zustande zurück.

Alle bisher ausgestandenen Beschwerlichkeiten schienen ihnen jetzt, in Betracht ihrer nunmehrigen Lage, eine bloße Kleinigkeit zu sein. Aber gerade diese verzweiflungsvolle Aussicht war eine Vorbereitung zu ihrer Errettung, und eben dieser hoffnungslose Zustand sollte ihnen ein Beweis der unerforschlichen Wege der Vorsehung werden.

Indem sie nämlich ohne Trost und Hoffnung dasaßen, und kein anderes Rettungsmittel, als den Tod, vor sich sahen, erschien ein Kahn mit Indiern. Man winkte ihnen, und sie kamen ans Land. Es glückte ihnen, diese Wilden zu bewegen, sie mitzunehmen, und den Strom hinaufzufahren. Mit einem Kahne ließ sich dieses thun; mit der schweren Barke hingegen wäre es unmöglich gewesen. Die Untreue ihrer Gefährten und die Entwendung der Barke waren also die nächste Ursache ihrer Errettung.

Doch sah es um diese Errettung noch sehr mißlich aus, denn auch diejenigen Gegenden, wohin sie nunmehr kamen, fanden sie äußerst öde, morastig und unfruchtbar.

Zu den Beschwerlichkeiten ihrer Reise und zu den Qualen des Hungers, womit sie unablässig zu kämpfen hatten, gesellten sich noch andere Leiden, deren bloße Beschreibung dem Weichlinge Uebelkeiten verursachen muß. Aber dies darf für mich kein Bewegungsgrund sein, sie zu unterdrücken, weil gerade dieser Weichling daraus lernen kann, wie gut es ist, wenn man gegen

allerlei im Leben mögliche Beschwerlichkeiten sich zum voraus abzuhärten sucht.

Da Byron und seine übrigen Reisegefährten schon seit verschiedenen Monaten dieselbe Kleidung, dasselbe Hemde trugen, so fingen sie bald an, ganz entsetzlich vom Ungeziefer zu leiden. Der Kapitän glich vollkommen einem Ameisenhaufen, weil Tausende dieses Ungeziefers auf ihm herumkrochen. Auch machte er gar keinen Versuch mehr, sich davon zu befreien, weil er sah, daß es eine vergebliche Mühe sein würde. Byron hingegen zog, so oft es sich thun ließ, seine Lumpen aus, legte sie auf einen Stein, und klopfte mit einem andern Steine darauf, in Hoffnung, Hunderte auf einen Streich zu tödten.

Wessen Zartgefühl sich gegen diese Erzählung empört, der bedenke doch, daß es der würdige, der feine Admiral Byron war, der dies erfuhr, und mehr davon litt, als selbst vom Hunger. Und sollten wir nicht einmahl in der Beschreibung aushalten können, was ein solcher Mann, (wol übrigens eben so empfindlich gegen Dinge dieser Art als wir) wirklich leiden mußte?

Nach verschiedenen mühseligen Tagen erreichten sie einen Landweg. Jeder von ihnen hatte Etwas zu tragen; Byron insbesondere einen großen Bündel, nebst einem Stücke von stinkendem Seekalbe, das dem Kapitän gehörte. Dieser Weg ging durch einen dicken Wald, einen vollkommenen Morast, wo man mit jedem Schritte fast bis an den Leib hineinsank.

Byron blieb in dieser schrecklichen Gegend zurück, weil er von einem Stamme in einen tiefen Morast gefallen war, worin er beinahe erstickt wäre. Er warf seine Bürde von sich, um seine Gefährten wieder einzuholen. Er erreichte sie; allein da der Kapitän ihm Vorwürfe machte, daß er sein Seekalbfleisch verloren

habe, ging er über eine Meile durch den Wald zurück, um es zu holen.

Bei seiner Zurückkunft wurde er von seinen Gefährten getrennt, nachdem er ihnen das stinkende Fleisch zugestellt hatte, dessen Herbeischaffung ihm so sauer geworden war, und wovon er nun selbst keinen Bissen zu kosten bekam. Von Hunger und Arbeit gänzlich entkräftet, fiel er mit Anbruch der Nacht in einen tiefen Schlaf. Da er noch vor Tage davon erwachte, hörte er in einiger Entfernung etliche Stimmen, und erblickte bald darauf eine Hütte. Er wollte hineingehen, bekam aber verschiedene Stöße ins Gesicht, und wurde abgewiesen.

Nach einiger Zeit ließ man ihn hinein, und da die Wilden, die er darin fand, keinen bleibenden Aufenthalt daselbst hatten, so schiffte er sich mit ihnen ein. Sie landeten in der folgenden Nacht, zogen ihren Kahn ans Land, machten sich den Augenblick davon, und ließen den armen Byron in einer dunkeln und traurigen Wüste in starkem Regen zurück.

Den folgenden Morgen nahmen sie ihn wieder mit, und landeten an einer Stelle, die einen guten Fischfang zu versprechen schien, wo sie auch viele Muscheln fanden; aber so verhungert Byron war, so ließ er sich doch keine Zeit, eine davon zu essen, um nicht einen Augenblick Zeit zum Sammeln zu verlieren; und er hatte seinen Hut beinahe voll, bevor sie zu ihrem Kahne zurückkehrten.

Jetzt fing er an, sich zu laben. Aber indem er, ohne etwas Arges dabei zu denken, die Schalen der Muscheln über Bord warf, wurden die Indier plötzlich so erbittert auf ihn, daß sie ihn erbärmlich schlugen, und mit aller Gewalt ihn in die See werfen wollten. Vermuthlich bezog sich dies auf einen gewissen Aberglauben,

nach welchem sie es vielleicht für gottlos halten, Muschelschalen ins Meer zu werfen.

Ein glücklicher Zufall vereinigte ihn einige Tage darauf wieder mit seinen Gefährten, die nunmehr so abgezehrt waren, daß man kaum noch eine Menschengestalt an ihnen erkennen konnte. Einer derselben war unterdeß von den erschrecklichen Beschwerlichkeiten gestorben, ein Anderer hatte sich von ihnen getrennt, und war einer Partei Indier gefolgt.

Nach drei Tagen erreichten sie darauf endlich die Insel Chiloe, und landeten mit vieler Mühe und großer Lebensgefahr. Es war im Brachmonate, also dort mitten im Winter, als sie landeten, und nun schien ihr Unglück sich seinem Ende zu nahen.

Die Indier nahmen sie sehr freundlich auf, und hatten so viel Mitleid mit ihnen, daß Jeder etwas dazu beitragen wollte, den armen schiffbrüchigen und ausgehungerten Wanderern zu helfen. Diese waren so heißhungrig, daß sie den ganzen Tag nichts anders thaten, als essen. Herr Byron sagt, der ausgestandene Hunger habe einen so starken Eindruck auf sein Gemüth gemacht, daß er sich Monate nachher nicht habe enthalten können, alle Lebensmittel, die ihm zu Händen gekommen seien, geschwind in die Tasche zu stecken.

Ihre ferneren Schicksale zu erzählen, würde zu weitläufig werden. Ich begnüge mich daher, nur zu melden, daß sie von einer Spanischen Besitzung in Amerika nach der andern geführt wurden, bis sich endlich Gelegenheit für sie fand, nach Europa zurückzukehren. Zu Anfange des Jahres 1746 kamen sie wieder zu London an.

Ebendieser Byron stellte nachher eine Reise um die Welt an, von welcher die göttliche Vorsehung ihn glück-

lich zurückführte, um in dem gegenwärtigen Kriege seinen Muth und seine Erfahrungen zum Schutze seines Vaterlandes anzuwenden.

An einem Frühlingsmorgen.

Vater, also leb' ich wieder?
Seh die Schöpfung, preise dich?
Sank zum Staube noch nicht nieder?
Freue meines Lebens mich? —
Laut erhebe dich, mein Dank,
Werde froher Lobgesang!

Werde Lobgesang, und töne
In die Stimmen der Natur,
Zu der Vögel Stimme; töne
Zu dem Säuseln auf der Flur;
Lob' ihn früh, der uns gemacht,
Der uns schützt in finstrer Nacht!

Großer Vater, ja, ich preise,
Voll Verwundrung preis' ich dich!
Mächtig bist du, gütig, weise,
Und liebst mich so väterlich!
Denn von dir, mein Gott, bedeckt,
Hat kein Unfall mich geweckt.

Schöpfer, Vater! o, wie nennen
Deine Menschen würdig dich!
Besser will ich dich erkennen,
Reiner, wärmer lieben dich;
All mein Thun sei Lobgesang
Und mein ganzes Leben Dank!

Und so lange noch ich lebe
Dieses Prüfungsleben hier,
Daß sich meine Seel' erhebe
Aus dem Staube, Gott, zu dir,
So bewahr mir dies Gefühl
Deiner Güte bis zum Ziel.

Laß mich nie den Morgen sehen,
Deine Sonne sehen nie,
Ohne dankend da zu stehen,
Dankend, Vater, dir für sie;
Dann, mein Schöpfer, werd' auch ich
Würdiger einst preisen dich.

Herbstlied.

Nicht lobenswürdig ist der Mann,
Noch mir des Neides werth,
Der nun mit prunkendem Gespann
Um seine Gärten fährt;

An jedem Baum vorüber zieht,
Als wär' es sein Palast;
So stolz und kalt, nicht aufwärts sieht
Zum fruchtbeladnen Ast;

Durch Spiegelfenster, o Natur,
Dich ohne Lust erblickt;
Zu deinem Mutterfeste nur
Die Tagelöhner schickt.

Dagegen halt' ich neidenswerth,
Und lobe mir den Mann,
Der sich von seinen Früchten nährt,
Und deß sich freuen kann;

Der unter seinen Bäumen wohnt,
Oft sie zu schauen ging,
Bevor ein lauer Frühlings-Mond
Die erste Blüt' empfing;

Bei Regen und bei Sonnenstrahl
Und in bereifter Nacht,
Mit Liebessorge jedesmahl,
An seine Bäume dacht';

Und so die Früchte wachsen sah,
Von süßer Hoffnung voll,
Und nun, der reichen Ernte nah,
Sie alle brechen soll.

Ihn preis' ich, der die Bäume groß
Gewünschet und gepflegt;
Die Birn mit Lachen in den Schooß
Des treuen Weibes legt.

Ihn preis' ich, wenn um seinen Baum
Ein Häufchen Kinder singt,
Mit Backen, frisch und roth, daß kaum
Der Apfel röther blinkt.

Da lehnt an seine Gartenthür
Die Witwe sich, und blickt
Aufs arme Waislein neben ihr,
Dem Keiner Früchte pflückt.

Weil er die Witwe trösten kann
Mit dem, was Gott beschert;
Deßwegen lob' ich mir den Mann,
Und halt' ihn neidenswerth.

Am Fenster, bei Mondschein.

Nacht und Still' ist um mich her,
Kaum ein Lüftchen regt sich mehr;
Nur der liebe Mond bescheint
Noch so traulich seinen Freund.

Tausend Thränen sind versiegt,
Tausend Sorgen eingewiegt,
Und so manchem Leidenden
Zeigt ein Traum Elisien.

Jede marternde Begier,
Jeder Wunsch ist still in mir,
Der wol um das Puppenspiel
Dieser Welt mir sonst entfiel.

Immer, Glück, mir gilt es gleich,
Mache Andre groß und reich;
Denn von Allem, was du hast,
Raubt mir nichts der Seele Rast.

Kann ich reines Herzens nur
Dich bewundern, o Natur;
Kann ich nur an Freundes Hand
Wandeln bis ans Grabes Rand;

O, was wünsch' ich dann wol mehr?
Rings blühn Freuden um mich her,
Und mit frohem, leichten Sinn
Blick' ich durch das Leben hin.

Geschichte eines Spielers.

Ein gewisser Oberster fand ein großes Vergnügen daran, jungen Offizieren guten Rath zu geben, wie sie es machen müßten, um in ihrem Stande vergnügt und glücklich zu werden. Vornehmlich warnte er sie vor dem Spiele, und erzählte ihnen dann gemeiniglich folgende Geschichte von sich selbst, um ihnen zu zeigen, daß ein wenig Entschlossenheit diese thörichte Leidenschaft besiegen könne.

Während der Kriege unter der Königinn Anna Regierung stand ich als Fähnrich bei der Englischen Armee, die damahls in Spanien lag. Aber die Spielsucht hatte sich meiner so sehr bemächtiget, daß mir jedes Geschäft, welches mich abhielt, dieser Leidenschaft nachzuhängen, unerträglich war.

Kaum konnte ich mich entschließen, einige Stunden vom Spiele abzumüßigen, um sie der Ruhe zu widmen, und wenn ich schlief, so sah ich im Traume Kartenhausen, und hörte das Rasseln der Würfel.

Meine Mahlzeiten versäumte ich; oder wenn ich sie abwartete, so sahe ich es als einen solchen Zeitverlust an, daß ich die Speisen mit der größten Eilfertigkeit verschluckte, um nur wieder zum Spieltische zu kommen.

Außer den Karten und Würfeln hatte nichts auf der Welt mehr einigen Reiz für mich. Der schönste Frühlingstag, der angenehmste Sommerabend, die herr-

lichste Gegend, kurz Alles, was die Natur Schönes und Bewundernswürdiges hat, wurde von mir entweder gar nicht, oder mit Kaltsinn wahrgenommen.

Selbst gegen Freundschaft und Liebe ward meine Seele unempfindlich. Wer nicht mit mir spielte, dessen Gesellschaft war mir beschwerlich, und wäre er auch mein Vater gewesen. Und daß ich, bei einem so verwilderten Gemüthe, niemahls mit Freudigkeit an Gott denken konnte, brauche ich wol nicht erst zu sagen.

Eine Zeit lang spielte ich mit so großem Glücke, daß ich oft (man sehe, wie eine solche Leidenschaft den Kopf verrückt!) einen ansehnlichen Gewinn auf die Erde schüttete, und mich auf demselben herumwälzte, damit die Leute im eigentlichsten Verstande von mir sagen möchten: er wälzt sich im Golde!

So war mein Leben eine geraume Zeit beschaffen; aber (glaubt mir's, ihr jungen Freunde!) es war der elendeste Theil desselben, den ich noch jetzt, in diesem meinen Alter, mit meinem Blute zurückkaufen möchte, weil das Andenken daran mich noch auf dem Sterbebette beunruhigen wird.

Nach Verlauf einiger Zeit wurde ich auf Werbung ausgeschickt; ein Geschäft, welches ich lediglich meinem Unteroffizier überließ, um unterdeß meine Lieblingsneigung zu befriedigen. Der Unteroffizier brachte 150 Neugeworbene auf; ich aber war unterdeß so unglücklich im Spiele, daß ich nicht nur alles eigene Geld, sondern auch den für die Geworbenen bestimmten Sold verlor.

Meine Verlegenheit war nun unbeschreiblich groß. Ich wandte mich an einen Hauptmann eben dieses Regiments, der sich immer sehr freundschaftlich gegen mich bewiesen hatte, und bat ihn, mir 10 Guineen zu leihen.

Wie? antwortete dieser, ich sollte mein Geld einem

Spieler von Handwerk leihen? Nein, mein Herr, Sie werden mich entschuldigen. Eins muß ich jetzt freilich verlieren, Ihre Freundschaft, oder mein Geld; ich möchte aber doch lieber mein Geld behalten.

Mit dieser spöttischen abschlägigen Antwort begab ich mich in meine Wohnung, und warf mich äußerst niedergeschlagen aufs Bette, um während der Tageshitze meine Sorgen zu verschlafen. — Ich schlief ein; aber ein Fliegenstich weckte mich bald wieder auf.

Und nun stellte sich mir mein trauriger Zustand in den schwärzesten Farben dar. Ohne Geld, ohne Aussichten, etwas zu erhalten, ohne Freund — wie sollte ich die Geworbenen zum Regimente schaffen? Und wenn ich sie nicht dahin schaffte, und wenn es bekannt wurde, daß ich die Regimentsgelder verspielt hatte, was konnte ich anders erwarten, als mit Schimpf und Schande fortgejagt zu werden?

Natürlicher Weise führte diese Noth mich dahin, daß ich über das, was mich zum Spielen gebracht hatte, ernstlich nachdachte, und dies war, wie ich gleich merkte — Müßiggang. Die Ursache meiner Krankheit hatte ich jetzt gefunden, die Heilung aber fehlte noch immer.

Etwas mußte geschehen; ich mußte eine Lebensart anfangen, bei der mir keine Zeit zum Spielen übrig bliebe. Bei diesem Gedanken fiel mir ein, daß die Adjutantenstelle beim Regimente verkauft werden sollte, und ich entschloß mich, sie zu kaufen, als eine Stelle, bei der ich vermuthlich eine hinreichende Beschäftigung finden würde.

Ich hatte nämlich Wechselbriefe in Händen, von welchen ich zu meiner Beförderung bei der Armee, aber auch zu keinem andern Gebrauche, so viel ich wollte, aufnehmen konnte. Indeß ehe ich diese Gelder heben konnte, mußte ich mit meinen Geworbenen beim Regi-

mente sein; und woher nun das nöthige Geld zu diesem noch ziemlich langen Marsche?

Indem ich in der äußersten Verlegenheit darüber war, trat mein sogenannter Freund, der Kapitän, der mich kurz vorher so höhnisch abgefertigt hatte, in mein Zimmer, um mir einen Besuch abzustatten. Ich empfing ihn mit der größten Kälte und mit sichtbaren Merkmahlen der Verachtung; er hingegen schien ganz und gar nicht darauf zu achten.

Er fragte mich, wie ich mich aus meiner Verlegenheit loszumachen gedächte? und ich erzählte ihm kurz und ziemlich mürrisch, was ich mir zu thun vorgenommen habe, wenn ich nur erst wisse, wie ich mit meinen Leuten zum Regimente kommen solle.

Sogleich stand der Kapitän auf, umarmte mich mit einer Innigkeit, die mich in Erstaunen setzte, und sagte: Freund! ich schlug Ihnen diesen Morgen Ihre Bitte auf eine kränkende Weise ab, um Sie dadurch zum Nachdenken über die unseligen Folgen der Spielsucht zu bewegen. Ich freue mich herzlich, diese Absicht bei Ihnen erreicht zu haben. Beharren Sie bei Ihrem löblichen Vornehmen! Denn glauben Sie mir: Müßiggang und Spiel sind der jungen Leute Verderben. Mein Ansehen, mein guter Rath, mein Vermögen, Alles steht zu ihrem Dienste.

Da, fügte er hinzu, indem er mir seinen Geldbeutel reichte, nehmen Sie diese Kleinigkeit, und bedienen Sie sich derselben zu ihrer eigenen Bequemlichkeit und zur Fortschaffung Ihrer Geworbenen.

Mit Erstaunen sah ich nunmehr, wie falsch ich das Betragen dieses Mannes gegen mich erklärt hatte, und sprang auf, ihn zu umarmen. Dann eilte ich mit meiner Mannschaft zum Regimente, bemühete mich um die Adjutantenstelle, und erhielt sie.

Von dieser Zeit an lag ich lediglich meinen Berufsgeschäften ob, und da ich Karten und Würfel ganz und gar nicht mehr anrührte, so verloren sie auch in kurzer Zeit allen Reiz für mich.

Seht, jungen Freunde, pflegte der Oberst am Ende dieser Erzählung hinzuzufügen, so wahr ist es, daß man dieser, wie jeder andern Leidenschaft, wenn man nur recht ernstlich will, mit Gottes Hülfe widerstehen kann, und daß Vermeidung des Müßigganges das sicherste Verwahrungsmittel gegen diese und jede andere Thorheit ist.

An den Schlaf.

O du sanfter, erquickender Engel,
Steige von deinem Hügel herab,
Und bedecke mit leisem Gefieder
Die Augen meiner geliebten,
Ewig geliebten Freunde.
Aber weiche, weiche von diesen sinnenden Augen,
Und laß erst im Busen mich forschen:

War ich des heutigen Tages auch werth? —
Und wenn mich kein Verbrechen verklagt
(Meine Versehn, o, die werden verziehn!)
Dann meinen innigsten Dank hinauf,
Still zum Himmel mich seufzen.

Süßer, erquickender, holder bist du,
Wohnt hier erst die Ruhe,
Lispelt mein eigener Engel erst
Beifall und Trost mir.

Diogenes und der junge Kriton.

Zu Korinth lebte vor Zeiten ein Mann, der hieß Diogenes. Ein höchst merkwürdiger Sonderling! — Er lebte ganz außerordentlich mäßig, kehrte sich an keine Gebräuche, handelte dadurch manchmahl wider den Wohlstand, that aber übrigens sehr viel Gutes, und Keinem etwas zu Leide.

Einstmahls begegnete ihm Kriton, ein junger Mensch, den er liebte, weil es ein guter, unverderbter Jüngling war. Wo willst du hin, Kriton? fragte Diogenes; du bist ja so geschmückt!

Zum Klinias, antwortete der Jüngling; Klinias giebt diesen Abend seinen Freunden ein Gastmahl. Er hat auch mich dazu eingeladen. Es wird da herrlich hergehen.

Diogenes.

Das glaube ich wol; denn Klinias ist reich und üppig. Aber du mußt nicht hingehen.

Kriton.

Warum nicht, lieber Diogenes?

Diogenes.

Weil du sonst eben so lasterhaft wirst, als Klinias selbst ist.

Kriton.

Wie so, Diogenes? Warum sollte ich nicht einmahl recht vergnügt sein?

Diogenes.

Das sollst du nach meinem Wunsche immer sein; nur nicht auf diese Weise. Denn das sind keine wahre Vergnügungen, woran wir nachher mit Reue denken müssen. Klinias und seine Gesellschaft sind für dich gefährlich.

Kriton.

Fürchte nichts, Diogenes; ich will, wie ich dir sagte, nur vergnügt sein. Verführen werde ich mich nicht lassen.

Diogenes.

Aber das steht nicht mehr in deiner Gewalt, wenn du nicht die Gelegenheit dazu vermeidest. Das Laster ist anfangs süß, und du bist zu jung, als daß du so mächtigen Versuchungen widerstehen könntest. Thue mir den Gefallen, und gehe wieder zu deinen Aeltern zurück.

Kriton.

Ich kann nicht, Diogenes; ich habe einmahl mein Wort gegeben.

Diogenes.

Daran hast du freilich nicht wohl gethan; aber du würdest noch weit übler thun, wenn du in diesem Falle dein Wort hieltest. So wahr ich dich liebe, du sollst mir nicht zu diesem Gastmahle gehen!

Der Jüngling wollte noch Dieses und Jenes einwenden; aber Diogenes, der durch seine Mäßigkeit auch zugleich ein starker Mann war, nahm ihn ohne Umstände beim Arme, und führte ihn zu seinen Aeltern zurück.

Du sollst das Recht haben, mich nicht mehr zu lieben, sagte er zu ihm unterwegs, wenn ich dich nicht schon morgen überführe, daß ich recht gethan habe. Lies heute Abend noch ein gutes Buch; morgen früh werde ich wieder bei dir sein.

Den andern Morgen ging Diogenes, der Abrede gemäß, zu seinem jungen Freunde, und fand ihn bereits angekleidet. Nach dem gewöhnlichen Gruße der Griechen, die sich Freude zu wünschen pflegten, sagte er zu ihm:

Es ist billig, daß ich es auf mich nehme, dich bei dem Klinias und seinen Gästen zu entschuldigen. Komm, wir wollen ihnen unsern Besuch abstatten.

Kriton.

Sehr gern, Diogenes. Ich würde dich darum gebeten haben, wenn du es mir nicht selbst angeboten hättest; darum habe ich mich so früh angekleidet. Ich hoffe doch, du wirst ihnen sagen, daß ich habe zu ihnen gehen wollen, und daß du mich abgehalten hast?

Diogenes.

Freilich werde ich ihnen das sagen, und ich denke, ich werde ihnen noch mehr sagen. Aber erst laß uns im freien Felde des herrlichen Morgens genießen.

Kriton.

Wollen wir nicht lieber gleich zu ihnen gehen? Wir möchten sie sonst nicht zu Hause finden.

Diogenes.

Fürchte das nicht, mein Lieber; ich kenne diese Gesellen. Die Sonne muß schon sehr hoch stehen, wenn sie ihre wollüstigen Betten verlassen sollen; und heute, denke ich, werden sie für die vergangene Nacht mitschlafen. Glaube mir, wir kommen für sie noch immer früh genug, wenn wir um Mittag zu ihnen gehen.

Diogenes führte hierauf den Jüngling weit ins Feld, durch schattige Wälder und duftreiche Wiesen, in eine herrliche Gegend, wo die Natur in aller ihrer Frühlingspracht glänzte. Noch hatte der Jüngling seinen Verdruß darüber, daß Diogenes ihn gestern von einem Vergnügen abgehalten hatte, nicht ganz überwinden können. Zwar liebte und ehrte er den Diogenes, von dessen Weisheit er schon viel gelernt hatte, aber er liebte auch das Vergnügen, besonders die gesellschaftlichen Vergnügungen bei Wein und Tanz, wozu ihm Diogenes, wie er meinte, eine schöne Gelegenheit genommen hatte. Er hatte daher den Weg über wenig gesprochen.

Jetzt bemerkte Diogenes, daß sein Gesicht heitrer

wurde. Fühlst du nicht, mein Lieber, sagte er zu ihm, wie dieser herrliche Anblick dein Gemüth erheitert? Wie die Wohlgerüche, die um uns her verbreitet sind, deine Brust erweitern, und alle deine Gliedmaßen so leicht machen?

Was für ein mächtiger Zauber liegt doch in der Natur, daß sie so bloß durch ihren Anblick alle unsere kleinen Leidenschaften besänftigen kann! Ich selbst spüre jetzt diesen wohlthätigen Einfluß. Ich hatte noch von gestern her einen Verdruß über einen Freund, auf den ich böse wurde, weil er mir etwas zuwider that; aber dieser Spaziergang und diese schöne Gegend haben mich wieder ganz heiter gemacht.

Kriton.

O, ich verstehe dich, Diogenes! Nicht wahr, du meinst, es sei jetzt mit mir so, als du von dir sagst? Du hast nicht ganz Unrecht; aber ich war doch nicht eigentlich böse auf dich; du meinst es ja so gut mit mir. Ich war nur unruhig.

Diogenes.

Und warum denn unruhig, mein Lieber?

Kriton.

Weil ich noch nicht einsehe, warum du gestern so hart gegen mich sein mußtest.

Diogenes.

O, das wirst du bald deutlich einsehen, und ich denke, du hast dazu schon einen guten Anfang gemacht. Nicht wahr, mein Lieber, du empfindest doch jetzt alles das, worauf ich dich vorher aufmerksam machte: die Erquickung deines Körpers, die Erheiterung und Erhebung deiner Seele, die Besänftigung deiner Leidenschaften, kurz, den ganzen wohlthätigen Einfluß der hier um uns ausgebreiteten schönen Natur? Du siehst auch ein, daß

alles dieses nicht bloß vorübergehende Vergnügungen, sondern große, dauerhafte Vortheile für uns sind, weil sie so geradezu dahin führen, uns an Leib und Seele gesund zu erhalten, welches, wie du weißt, die Summe aller menschlichen Glückseligkeit, so wie das Bestreben danach die Summe aller menschlichen Weisheit ist.

Kriton.

Allerdings, Diogenes, es ist, wie du sagst. Aber wodurch habe ich dir Gelegenheit gegeben, zu argwöhnen, daß ich von dem Allen nicht recht überzeugt sei?

Diogenes.

Das nicht, mein Lieber; sondern mich dünkt nur, daß, wer davon so recht überzeugt ist, auch einsehen müsse, daß das sehr thörichte Menschen sind, die sich selbst dieser großen Vortheile berauben.

Kriton.

Auch das, Diogenes, auch das gestehe ich.

Diogenes.

Nun, so gestehe denn auch, daß Klinias und seine lustige Gesellschaft, die jetzt noch in ihren Betten liegen, dergleichen thörichte Menschen sind.

Kriton.

Ei, wer weiß denn, Diogenes, ob sie nicht jetzt so gut, als wir, diesen schönen Morgen genießen?

Diogenes.

O, das weiß ich! Noch ehe ich zu dir kam, wußte ich durch Nachfrage, daß sie erst mit Anbruch des Tages nach Hause gekommen sind. Auch ist das so ihre Weise. Gleichwol fodert die Natur ihr Recht. Sie hat unsern Körper so eingerichtet, daß er von Zeit zu Zeit Ruhe bedarf; sie hat unsere Augen so eingerichtet, daß sie zum Sehen Licht gebrauchen; sie hat in jenem flammenden Weltkörper, der sich regelmäßig unsern Au-

gen entzieht und wieder darstellt, am Tage nur dieses Licht aufgesteckt, und dagegen die Zeit der Nacht noch auf mancherlei andere Art für unsere Thätigkeit unbequem gemacht. Dieses sind Weisungen der Natur, und von ihr kann man sich keinen Schritt verlaufen, ohne sich zugleich eben so weit von seiner wahren Glückseligkeit zu entfernen. Es ist bloß natürlich, daß, wer die Nächte verschwendet, die Tage verschlafe, oder wenigstens verträume! Es ist bloß natürlich, daß, wer die zur Ruhe bestimmte Zeit mißbraucht, an den Vergnügungen des Tages keinen Theil habe!

Kriton.

Aber, Diogenes, Wein und Tanz und Tonspiel sind doch auch Vergnügungen, und ich denke, auch sie hat der Schöpfer gegeben, der alles dieses so herrlich geschaffen hat.

Diogenes.

Das hat er, Kriton! Aber siehe hier den großen Unterschied dieser Vergnügungen! Jene einfachen, für unser ganzes Wesen so wohlthätigen Freuden der Natur, wie durchaus unschädlich sind sie; wie unbedenklich ist ihr Genuß! — Berausche dich in ihnen, wenn du kannst; gewöhne deine Seele zu jenen hohen Betrachtungen, welche sie mit sich führen, und du hast gerade nicht mehr gethan, als die Natur von dir verlangte. Du wirst gerade ein um so viel besserer Mensch sein, je mehr du deine Seele allen diesen seligen Eindrücken geöffnet hast. — Aber thue nur einen Schritt über die so schwer zu erkennende Grenze im Genusse jener gröbern oder erkünstelten Vergnügungen hinaus, oder laß dich gar von ihnen hinreißen: und du bist mehr oder weniger ein verworfner, unglücklicher Mensch! — Von dem Weine wirst du mir dies leicht zugeben, weil du die redenden Beweise davon täglich vor Augen siehest; und

von der Musik ist hier nicht die Rede, weil sie bei den sinnlichen Vergnügungen, wider welche ich eifre, nur eine Gefährtinn, und zwar eine gemißbrauchte Gefährtinn ist.

Du siehst wol, daß ich unter gefährlichen Vergnügungen hier nur den Wein und den Tanz verstehen kann. Aber eben den Tanz — nicht wahr, Kriton? — eben den Tanz möchtest du dir nicht gern nehmen lassen, möchtest du nicht gern in diese Klasse gesetzt wissen? Und doch kann ich, so wie dies Vergnügen jetzt gebraucht wird, von meiner Behauptung nichts zurücknehmen.

Der Tanz — so wie er nun einmahl jetzt gemodelt, und in unsern sogenannten feinen Gesellschaften eingeführt ist — dieser Tanz, sage ich, zerstört den Körper eben so unausbleiblich, als der unmäßige Genuß des Weins; und sehr oft zerstört er ihn noch weit plötzlicher. Alle seine Bewegungen sind gewaltsam, die Dauer dieses gesellschaftlichen Vergnügens ist so unrichtig bestimmt, und die Zeit zum Genusse desselben so durchaus unschicklich gewählt, daß ich fast nicht weiß, ob der Mißbrauch des Weins, oder dieser unvernünftige Gebrauch des Tanzes, unserer Gesundheit gefährlicher ist. Denke dir, was es erst sein müsse, wenn, wie gewöhnlich, beide mit einander verbunden werden.

Kriton.

Aber, Diogenes, sollte es denn nicht möglich sein, dieser gesellschaftlichen Freuden so zu genießen, daß sie uns nicht schädlich werden könnten? Sollte es nicht möglich sein, auch hierin eine Mittelstraße zu halten?

Diogenes.

O ja, mein Lieber; wer wird daran zweifeln? Aber wie willst du diese Mittelstraße erkennen, wie halten, und nicht alle Augenblicke davon abweichen, wenn du

die Anstalten so triffst, daß weder dein Verstand, noch dein Wille frei bleiben? — wenn die vereinigte Gewalt lockender Versuchungen deine Sinne bestürmt, und spottender Aberwitz einer leichtsinnigen Gesellschaft deine Grundsätze verhöhnt?

Das sicherste Mittel, diese Mittelstraße nicht zu verfehlen, wäre freilich wol, wenn man allein tränke und allein tanzte; aber da allein zu trinken nun einmahl so traurig, und allein zu tanzen gar lächerlich ist, da Beides auch wirklich seinen besten Werth verliert, wenn es nicht zum geselligschaftlichen Vergnügen, das ist, zu einem Mittel, Geselligkeit zu befördern, und in dieser Geselligkeit auch wirkliche Seelenfreude zu schmecken, gemacht wird: so besteht unsere Pflicht hiebei nur darin, daß wir diese Vergnügungsarten nicht anders, als in weiser Gesellschaft genießen.

Und hier, junger Freund, sind wir gerade auf dem Punkte, auf den es eigentlich zwischen uns Beiden ankommt, denn unter allen unweisen Thoren, welche jene gesellschaftlichen Freuden zu ihrem und Anderer Verderben mißbrauchen, stehen Klinias und seine Gesellschaft oben an. Bei ihnen artet jeder Genuß des Weins in Völlerei aus, jeder Tanz in wollüstige Ueppigkeit, jede ihrer Zusammenkünfte in die vollständigste Schwelgerei. Daher sind denn bei ihnen auch die Folgen dieser ausschweifenden Vergnügungen auffallender und sichtbarer, als sie gewöhnlich zu sein pflegen.

Denn was meinst du wol, in welchem Zustande sie sich heute befinden? Jeder von ihnen ist heute, und so noch einige folgende Tage, mehr oder weniger krank, je nachdem er von Natur stärker oder schwächer ist. Keiner ist unter ihnen, den ich nicht ohne große Schwierigkeit niederwerfe, wenn er gleich sonst viel stärker wäre;

Keiner, der nicht zur Zerstörung seiner Gesundheit gestern entweder den Grund gelegt, oder, da dieser bei den meisten von ihnen schon gelegt ist, der nicht weiter darauf fortgebauet hat; Keiner endlich, der heute zu irgend einer edeln Beschäftigung Lust oder Kraft in sich verspürt.

Siehe, Kriton, dies ist die Gesellschaft, von der ich gestern dich abgehalten habe; dies sind die Vergnügungen, welchen ich dich gestern entreißen mußte. Und doch habe ich dir ihre Gefährlichkeit nur erst von Einer Seite gezeigt.

Kriton.

Ich erstaune, Diogenes, über Alles, was du mir sagest. Aber ich kann nicht glauben, daß Klinias und seine Freunde, die mir so feine Leute zu sein scheinen, so durchaus unvernünftig sollten handeln können.

Diogenes.

Freilich, mein lieber Kriton, ist es schwer zu begreifen, wie vernünftige Menschen, und besonders Leute, welchen es nicht ganz an Erziehung gefehlt hat, wirkliche Freuden des Lebens so schändlich mißbrauchen können; und wohl dir, wenn es dir recht sehr unbegreiflich scheint!

Aber wer die Welt kennt, weiß gleichwol, daß es so ist, und wer, wie ich, unsere Korinther beobachtet hat, weiß, daß er durch ein solches Urtheil einem Klinias und seines Gleichen nicht zu viel thut. Doch was brauchst du mir hier aufs Wort zu glauben! Was du bezweifelst, ist Thatsache, die der Augenschein dir beweisen kann. Komm, mein Lieber, wir wollen jetzt wieder nach der Stadt zurückgehen; unsere Leute werden alsdann wol aufgestanden sein.

Kriton.

O ja, Diogenes! Laß uns eilen; ich kann kaum

erwarten, zu sehen, ob Klinias und seine Freunde wirklich so thöricht gehandelt haben sollten.

Diogenes.

Nun, nun, das wirst du bald sehen. Aber übereilen dürfen wir uns deßhalb nicht. Glaube mir, sie liegen zu Hause eben so fest, als deines Vaters Hund an der Kette; — denn ob unsere Kräfte durch äußere Gewalt, oder durch innere Stockung gehemmt sind, siehe, das ist Eins! —

Der Jüngling überwand nunmehr seine kleine Ungeduld, bald wieder in der Stadt zu sein, und so gingen sie auf einem andern Wege langsam zurück. Unterwegs bezeugte Diogenes dem Jünglinge seine Zufriedenheit über die Geduld und Aufmerksamkeit, mit welcher er ihm zugehört hatte; und dieser hing nun wieder an ihm mit der ganzen warmen Empfindung eines dankbaren Sohnes, der durch Nachdenken immer mehr überzeugt wird, wie nützlich und nothwendig ihm sein weiserer Vater sei.

Eine Zeit lang ging er in stiller Ueberlegung. Endlich brach er das Stillschweigen.

Sage mir doch, Diogenes, fing er an, welches sind eigentlich die Betrachtungen, von welchen du vorhin sagtest, daß das Anschauen und der Genuß der Natur sie mit sich führen, und uns dadurch zu bessern und glücklichern Menschen machen?

Diogenes.

Ebendieselben, guter Kriton, welche du gewiß schon oft bei dir angestellt hast, und wovon du nur den Zusammenhang mit jenen großen Folgen, welche ich von ihnen gerühmt habe, nicht deutlich einsiehest; nämlich die Betrachtungen über die Größe, Güte und Weisheit des Schöpfers.

Diese Betrachtungen sind, wie ich gesagt habe, in

einem hohen Grade für uns fruchtbar und wohlthätig. Sie sind fruchtbar für unsern Verstand, indem sie ihn mit den würdigsten Gegenständen beschäftigen, ihn dadurch erweitern, aufklären, berechtigen, und so die Erkenntniß des Wahren und Guten in uns befördern, welches die beste Frucht unsers Nachdenkens ist, weil sie unmittelbar zur Erkenntniß unserer Pflichten führt.

Sie sind aber auch fruchtbar für unser Herz, indem sie eben durch diese Erkenntniß des Wahren und Guten unsern Willen reinigen, und dadurch jene Zufriedenheit in uns befördern, ohne welche wir nie glücklich sein können.

Siehe, Kriton, auf diese Art werden jene Betrachtungen, welche der Anblick und der Genuß der schönen Natur in uns veranlassen, für uns fruchtbar und wohlthätig, und auf diese Art geschieht es, daß der öftere Anblick und Genuß der Natur uns zu bessern Menschen macht.

Denn wisse — und behalte es als eine große Wahrheit, die du nie aus den Augen verlieren mußt — so, wie unsere eigentliche wahre Bestimmung hienieden ist, den Schöpfer aus seinen Werken zu erkennen, und alsdann, durch diese Erkenntniß, in Gesellschaft unserer Nebenmenschen gut und glücklich zu werden, so ist auch die Erfüllung dieser unserer Bestimmung der eigentliche wahre Maßstab unsers Werths.

Wähne auch nicht, mein Lieber, als ob dieses Alles nur so aus einer von mir erlernten oder erbettelten Weisheit daherströme, oder als ob ich dem Einflusse der schönen Natur auf uns mehr zuschreibe, als er wirklich leistet. Alles, was ich dir jetzt gesagt habe, sind Wahrheiten, die sich bei dem Anblicke der Natur jeder unverderbten Seele aufdringen, sich in jeder mit der Zeit mehr oder weniger entwickeln, je nachdem sie sich mehr oder

weniger oft und anhaltend damit beschäftiget. Du selbst, junger Freund, wirst dieses gewiß schon oft an dir erfahren haben.

Kriton.

O ja, Diogenes! Ich bin niemahls im freien Felde allein gewesen, ohne einige von diesen Betrachtungen anzustellen, und ich habe immer gefunden, daß ich alsdann vergnügter und glücklicher geworden bin. Aber da der Anblick und der Genuß der schönen Natur allen Menschen offen steht, wie kommt es doch, daß nicht Alle Geschmack daran finden, und also auch nicht besser und glücklicher dadurch werden?

Diogenes.

Freilich sollte die Wirkung dieser weisen Anstalt des Schöpfers eben so allgemein sein, als sie an sich groß und gewiß ist. Aber daß sie es nicht ist, o! das, lieber Kriton, ist nicht ein Fehler der Einrichtung selbst, sondern die Folge einer ganz besondern Verkehrtheit mancher Menschen, die mit allen unsern Thränen nicht genug beweint werden kann. Wisse nämlich, und laß es dich durch dein ganzes Leben zur beständigen Aufmerksamkeit auf dich selbst führen, daß besonders seit der unglücklichen Verfeinerung der Sitten, die nun so oft die Stelle der Tugenden vertritt, viele Menschen den wahren Werth der Dinge gänzlich verkennen, und daher auch an jenen einfachen, für uns so wohlthätigen Freuden der Natur entweder gar keinen Geschmack finden, oder sie doch bei weiten nicht so innig empfinden, als zum Hervorbringen jener heilsamen Wirkung nöthig ist. Die Aufmerksamkeit solcher verwöhnten Menschen ist zu sehr zerstreut, zu sehr auf andere, nichtswürdige Dinge gerichtet, und ihr ganzes Empfindungsvermögen ist viel zu sehr geschwächt, als daß sie beim Anblick der schönen

Natur Das denken und Das empfinden könnten, was der unverderbte, am Verstande und Herzen noch gesunde Mensch dabei zu denken und zu empfinden sich nicht enthalten kann. Wie wäre es sonst möglich, daß ein Mensch jene großen Schauspiele der Natur — den Aufgang und Untergang der Sonne, die unendlich mannichfaltige Pracht des Erdbodens in den schönen Jahreszeiten, den sternvollen Himmel und den freundlichen Mond, oft und anhaltend, ohne wirkliche Vervollkommnung seiner selbst, anschauen könnte?

Kriton.

O, wie danke ich dir, Diogenes, daß du mich auf alle Gefahren aufmerksam machst, die mir bevorstehn! —

Unter diesen Gesprächen waren sie unvermerkt wieder der Stadt nahe gekommen. Kurz vor dem Thore begegnete ihnen ein hoher offner Wagen, auf welchem eine zahlreiche Gesellschaft, unter Jauchzen und Singen, zu einem ländlichen Feste fuhr.

Der Wagen fuhr hart an der Seite des Jünglings vorbei, und in dem Augenblicke stürzte ein Kind herab, das dem Schooße seiner unvorsichtigen Mutter entfiel.

Halt! schrie der Jüngling, mit einer Stimme, die weit über sein Alter war, und die ihm nur eine starke innere Empfindung geben konnte; halt! schrie er, und mit dem Worte sprang er zwischen die Räder, fing das fallende Kind in seinen Armen, und ehe Diogenes noch etwas dazu thun konnte, lag er damit zur Erde, — denn im Wegspringen hatte das Rad sein Kleid gestreift, und ihn zur Erde gerissen.

Erschrocken und bekümmert lief Diogenes auf ihn zu, und erkundigte sich ängstlich, ob er auch Schaden gelitten habe? Aber als nun der Jüngling munter und unbeschädigt wieder aufsprang, und wie im Triumphe das

gerettete Kind der herzueilenden Mutter entgegenhielt, da stand er, wie wonnetrunken, die Augen starr auf den Jüngling geheftet, und hohe, tugendhafte Freude mahlte sich auf seinem ganzen Gesichte.

Vater! allmächtiger Vater der Menschen! rief er mit einer Inbrunst, die jede Nerve seines Körpers anspannte, erhalte mir diesen Jüngling: er wird eins deiner herrlichsten Geschöpfe werden!

Mit Thränen der Dankbarkeit empfing die freudige Mutter ihr Kind aus den Händen des Jünglings, und Diogenes liebkosete und dankte ihm, als ob er ihm selbst die größte Wohlthat erzeigt hätte.

Wie ist dir denn, Diogenes, sagte der Jüngling, daß du mir so herzlich liebkosest? Habe ich denn etwa so was Außerordentliches gethan?

Diogenes.

Nein, nein, mein Bester, du hast bloß wohl gethan. Ich sollte dir sogar bei dieser Veranlassung jene Vorsichtigkeit empfehlen, die bei solchen Ausbrüchen unsers liebevollen Herzens unsere Menschenliebe leiten muß. Aber ich bin dazu jetzt nicht in der Fassung: es wird sich schon ein andermahl Gelegenheit dazu finden.

Kriton.

Du bist gütig, Diogenes. Ich sehe jetzt selbst, daß ich dabei etwas gewagt habe; aber in dem Augenblicke dachte ich nicht daran. Und was wäre es denn auch, wenn ich mich ein wenig beschädigt hätte? Das Leben des Kindes war doch in augenscheinlicher Gefahr.

Diogenes.

Wohl, wohl, mein Lieber! Wir wollen diese Materie ein andermahl vornehmen. —

Nun waren sie wieder in der Stadt; und es war

um die Zeit, wo Tausende im Schweiße ihres Angesichts ihr Mittagsessen bereits verzehrt hatten.

Erinnerst du dich, mein Guter, sagte Diogenes zu seinem geliebten Jünglinge, was wir noch zu thun haben? Oder willst du mich meines Versprechens, dich bei dem Klinias und seinen Freunden zu entschuldigen, lieber entlassen?

Kriton.

Nicht gern, Diogenes; denn alsdann würde ich mich selbst entschuldigen müssen, und ich gestehe dir, daß mich das in Verlegenheit setzen würde.

Diogenes.

Nun, nun, sei unbesorgt; meine Frage war nicht so ernstlich gemeint. Denn wenn du mir auch mein Versprechen zurückgäbest, so würde ich doch selbst nicht den Beweis zurücknehmen, den ich dir schuldig bin. Wir wollen also einige von diesen Herren aufsuchen. Klinias selbst ist uns hier wol der Nächste, und als Wirth hat auch eigentlich nur er auf deine Entschuldigung ein Recht.

Sie gingen also zum Klinias; aber gleich beim Eintritte that ihnen sein Thürhüter zu wissen, daß er den gemessenen Befehl habe, alle Besuche auf den Vormittag abzuweisen, weil sein Herr unpäßlich sei; und so mußten sie unverrichteter Sache wieder weggehen.

Gleiche Antwort bekamen sie bei drei Andern von der Gesellschaft; nur daß Diogenes, der in diesen Häusern mehr bekannt war, von den schwatzhaften Bedienten herauslockte, daß ihre Herren erst mit Anbruch des Tages nach Hause gekommen wären, und sich in ihren Betten sehr übel befänden. Zwei von ihnen hatten kurz vorher ihren Arzt rufen lassen, der, zur Abwendung der dringendsten Gefahr, dem Einen ein Brechmittel, und dem Andern ein Aderlassen verordnet hatte.

Merkst du wol, wo das hinaus will? sagte Diogenes zu seinem Begleiter. Wir sollen Keinen von ihnen zu sehen bekommen; aber das geht nicht. Einer von ihnen muß uns wenigstens Stand halten, und das soll Xenophant sein, der dort in dem ansehnlichen Hause wohnt.

Ich werde mich indeß schon einer kleinen List bedienen müssen, um vor ihn zu kommen; denn ich weiß etwas von seinen Heimlichkeiten. —

Xenophant hatte in seinem Hause nicht so gute Anstalten gemacht, als die Vorigen; denn Diogenes und sein junger Freund waren schon vor seinem Wohnzimmer, ehe sich noch ein Bedienter sehen ließ.

Endlich erschien einer, der sie sogleich anmeldete, aber auch bald mit der ungeschickten Antwort zurückkam, daß sein Herr nicht zu Hause sei.

Freund, du sagst Unwahrheit, antwortete Diogenes, indem er ihm starr ins Gesicht sah. Sage deinem Herrn, es sei Diogenes, der ihn zu sprechen verlange, und der ihm von Seiten des Wechslers Polikrates die gute Nachricht zu bringen habe, daß er bereit sei, ihm die verlangte Summe zu leihen.

Betroffen über diese unerwartete Antwort ging der Bediente zurück, und bald darauf wurden sie von ihm unter den ehrerbietigsten Verbeugungen zu seinem Herrn eingeführt.

Vergieb mir, Diogenes, rief ihnen Xenophant aus seinem Bette entgegen, daß ich mich erst habe verläugnen lassen. Wir sind gestern beim Klinias ein wenig lustig gewesen, und ich befinde mich heute darauf so übel, daß ich den ganzen Tag Niemand sprechen wollte. Aber wenn ich gleich gewußt hätte, daß du es wärst —

Laß das gut sein, Xenophant, fiel ihm Diogenes ins

Wort; denn es ist eben so wenig wahr, daß ich im Namen des Polikrates zu dir komme. Wir können also mit einander aufheben, und unsere Absicht mag entscheiden, ob wir gelogen oder bloß Unwahrheiten gesagt haben.

Xenophant.

Du bist doch ein sonderbarer Mann, Diogenes, daß du gleich Alles so ernstlich nimmst.

Diogenes.

Nicht doch, Xenophant, ich nehme es sehr gelinde; denn ich verlange nicht einmahl deine Entschuldigung. Aber laß uns nur zur Sache kommen. Meine Absicht ist eigentlich, diesen guten Jüngling bei dir und deinen Freunden zu entschuldigen, daß er nicht zu eurem Gastmahle gekommen ist; denn ich bin es, der ihn mit Gewalt davon abgehalten hat, als er schon dahin unterwegs war. Klinias hat uns nicht vor sich gelassen, du wirst also schon so gut sein, diese Entschuldigung an ihn und seine übrigen Freunde abzugeben.

Xenophant.

Aber, Diogenes, wie kannst du dir denn herausnehmen, Jemand mit Gewalt davon abzuhalten, des Klinias Gast zu sein? und wie denkst du denn, daß er diese Entschuldigung aufnehmen wird?

Diogenes.

Wie er sie aufnehmen wird? — O, der wichtigen Besorgniß! Ich denke, wie er es für gut findet. Aber damit er sie so aufnehme, wie ich will, daß er sie aufnehmen soll, so sage ihm zugleich, daß ich ihn und dich, und die übrigen Mitglieder eurer saubern Gesellschaft, als Verführer der Jugend ansehe, welchen der Staat bald das Handwerk legen muß, wenn er nicht will, daß Tugend und gute Sitten mit der Zeit ganz aussterben sollen.

Xenophant.

Du vergissest dich, Diogenes; weißt du auch, daß du in meiner Behausung bist?

Diogenes.

Ei, wie sollte ich das nicht wissen! Alles, was ich vor mir und um mich sehe, erinnert mich ja daran.

Xenophant.

Diogenes, du scheinst es darauf anzulegen, mich böse zu machen. Aber ich finde es bloß lächerlich, daß du dich um Sachen bekümmerst, die dich nicht angehen. Denn was geht es dich an, auf welche Weise wir unsers Lebens genießen wollen?

Diogenes.

Nun, nun, das ist noch das Beste, was du thun kannst; denn es ist bloß kindisch, böse zu werden, wenn man Unrecht hat. Aber was mich eure Lebensart angeht, fragst du? Euretwegen freilich nicht viel, denn mit euch ist es nun wol zu weit gekommen, als daß ihr durch mich gebessert werden könntet. Frage also lieber, was mich dieser Jüngling angeht, dem ich freilich weder als Vater, noch als Vetter, noch als Vormund angehöre; frage es dreist, sage ich, und hier hast du meine Antwort:

Alle rechtschaffene Leute sind meine Verwandte, und alle unverderbte Jünglinge sind meine Kinder. Daß ihr also so wider euch selbst handelt, daß ihr eure Seele, wie euren Körper, schändet, daß ihr eure Gesundheit zerstört, daß ihr alle eure Kräfte, so wie alle Güter des Lebens mißbraucht — das mögt ihr, wenn ihr euch nicht wollt rathen lassen, so lange ihr könnt, und dann mögt ihr es bei Dem verantworten, der euch diese Kräfte und diese Güter gegeben hat. Aber daß ihr euer Verderben auch auf Andere verbreitet, daß ihr auch Andere,

aus welchen noch gute Menschen werden könnten, zu dieser Lebensart verführt, das habt ihr gegen den Staat, gegen mich und gegen alle Rechtschaffene zu verantworten; und Diogenes wird der Erste sein, der diesen euren Unfug vor Gericht bringt, wenn ihr ihn fortsetzt. Vergiß nicht, auch dieses dem Klinias und deinen übrigen Freunden zu hinterbringen.

Komm, mein Lieber, fuhr er fort, indem er sich zu seinem Gefährten wandte, unser Werk ist hier vollbracht; länger dürfen wir uns an einem solchen Orte nicht aufhalten. Du, Xenophant, lebe wohl, wenn du kannst, und vergiß nicht meine Bestellung an deine Freunde.

Xenophant wußte nicht, wie er sich bei dieser Rede geberden sollte, und Diogenes verließ ihn in aller der Verwirrung, welche das böse Gewissen in solchen Fällen allemahl und ganz unausbleiblich hervorbringt.

Du siehest, mein Bester, sagte er zu seinem jungen Freunde, als sie wieder auf der Straße waren, es ist, wie ich dir sagte. Was ich dir durch den Augenschein zu beweisen versprach, hätte ich dir so ziemlich bewiesen. Was ich dir aber nicht beweisen kann, und was du mir gleichwol nicht weniger glauben mußt, ist dieses: daß, wenn anders Mehre deines Gleichen bei diesem Gastmahle gewesen sind, Mancher von ihnen zugleich seine Unschuld verloren, jeder Andere aber sich in dem Netze der Wollust von neuen so fest verstrickt hat, daß er sich vielleicht niemahls wieder daraus loswickeln kann. Und dieses, mein Bester, ist eben die gefährliche Seite dieser Vergnügungen, der ich heute früh nur obenhin erwähnte; dieses ist es, wodurch die Zusammenkünfte dieser Herren, die sie feine Abendmahlzeiten zu nennen pflegen, für die Tugend eben so gefährlich werden, als sie für die Gesundheit zerstörend sind. Ver-

gieb mir also, daß ich dich auf eine fast unhöfliche Weise davon abgehalten habe.

Nicht so, Diogenes, antwortete der Jüngling, indem er seine Hand zärtlich drückte; nicht so, wenn du nicht willst, daß ich im Gefühl deiner Güte für mich, mich meiner selbst schämen soll. Vergieb du mir, bester, gütiger Mann, daß ich auch nur einen Augenblick deßhalb auf dich ungehalten sein konnte; denn ich sehe nun wol, daß ich auf einem sehr gefährlichen Wege war, da ich bloß auf dem Wege zum Vergnügen zu sein glaubte.

Diese Einsicht, mein Sohn, sagte Diogenes, nähre und erhalte, so wirst du vielen Versuchungen zu widerstehen in Stande sein. Mit diesen Worten, und mit einem belohnenden väterlichen Kusse, ließ er ihn von sich.

Schall.

Merkwürdige Entschlossenheit eines jungen Schifferburschen.

Ein Schiff, mit Wolle beladen, fuhr von Hamburg ab, um, ich weiß nicht, wohin? zu segeln. Der innere Raum desselben war so voll gepackt, daß man ein paar große Wollsäcke oben auf dem Verdecke lassen, und daselbst mit Stricken befestigen mußte.

Man fuhr mit gutem Winde die Elbe hinunter, aber kaum hatte man die Mündung derselben zurückgelegt und das offenbare Meer erreicht, als sich ein gewaltiger Sturmwind erhob, der das Schiff hin und her schleuderte. Es kriegte dabei einen Leck, der so groß war, daß das einstürzende Wasser durch Pumpen nicht wieder hinausgeschafft werden konnte. Das Schiff fing also an zu sinken!

Es befand sich gerade oben auf dem Verdecke ein junger Schifferbursche, der in dem Augenblicke, da das Schiff zu Grunde ging, so viel Besonnenheit hatte, daß er auf einen der großen Wollsäcke sprang, und die Stricke, womit derselbe angebunden war, in der größten Geschwindigkeit abschnitt. Das Schiff ging darauf unter, und der junge Mensch ritt auf dem Wollsacke durch die schäumenden Wogen.

Da der Wind von der Landseite herkam, so war für den Unglücklichen fast gar keine Hoffnung übrig, weil er in jedem Augenblicke nur noch weiter in das unermeßliche Weltmeer fortgetrieben wurde. Dennoch ließ er den Muth nicht sinken, dennoch hielt er es für Pflicht, sein Leben so lange zu fristen, als es ihm nur möglich sein würde.

Schon hatte er zwei Tage und zwei Nächte auf diesem gefährlichen Fahrzeuge zugebracht, als er auf eine so schreckliche Weise vom Hunger gequält wurde, daß er endlich ein Loch in den Wollsack kratzte, und darauf von Zeit zu Zeit einen Büschel Wolle in den Mund steckte, um das darin befindliche Schmer herauszusaugen. So ekelhaft und unbefriedigend dieses Nahrungsmittel nun auch war, so gereichte es ihm doch zu einiger Erquickung.

Schon war die dritte Nacht vergangen, und der schreckliche Tod des Hungers schien für den Unglücklichen nun mit starken Schritten heranzurücken, als sich plötzlich, zu seiner unbeschreiblichen Freude, am fernen Horizont ein Schiff zeigte, welches auf ihn zuzusegeln schien.

Jetzt war seine Rettung nicht mehr zweifelhaft. Das Schiff segelte wirklich heran. Die darauf befindlichen Leute erblickten ihn, und setzten ein Boot aus,

um ihn abzuholen. Ausgehungert und erschöpft wurde er an Bord gebracht.

Der Kapitän des Schiffes brauchte die nöthige Vorsicht, ihm anfangs nur ein wenig Schiffszwieback und ein wenig Wein reichen zu lassen. Dann mußte er sich schlafen legen. Beim Erwachen ward ihm wieder eine kleine Gabe Speise gereicht, worauf er abermahls sich zu Bette legen mußte. Durch diese abwechselnde Erquickung mit Speise und Schlaf wurde der junge Mensch in kurzer Zeit völlig wieder hergestellt.

Gesund und munter trat er zu Hamburg ans Land, und am folgenden Tage — schiffte er sich schon wieder zu einer neuen Seereise ein. C.

Der Bauer.

Ich esse Brot und trinke Wasser;
Was schüttet nicht der reiche Prasser
In seinen fetten Bauch?
Da werdet ihr, ihr Maden, fressen;
Da werdet ihr mich ganz vergessen; —
Doch fresset mich nur auch.

Den König trägt ein goldner Wagen;
Mich müssen meine Füße tragen
Und ein getreuer Stab.
Was jägt er dort, der stolze Reiter?
Er jägt, allein er kommt nicht weiter;
Wir kommen Beid' — ans Grab.

Gleim.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich,

Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften

Bd.: 5. Kinderbibliothek. - Th. 4

Braunschweig 1831

Paed.pr. 622-5/7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11019936-3